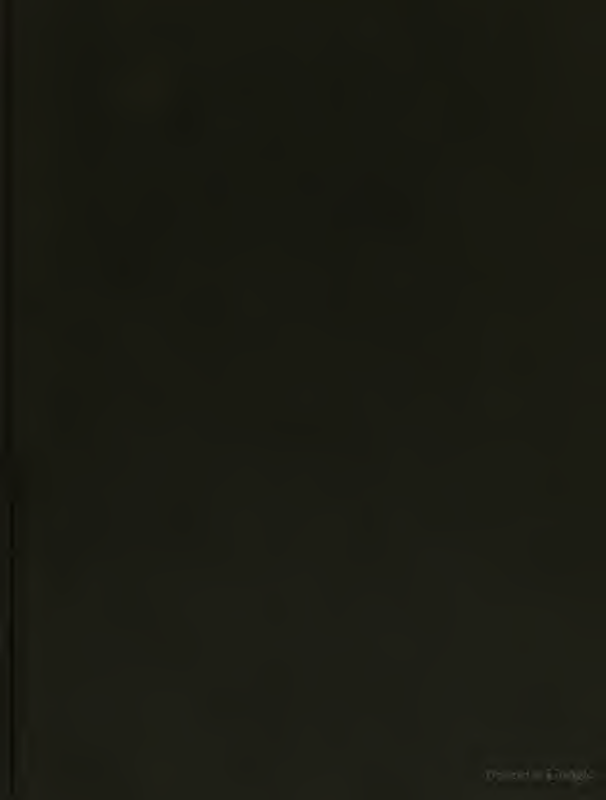
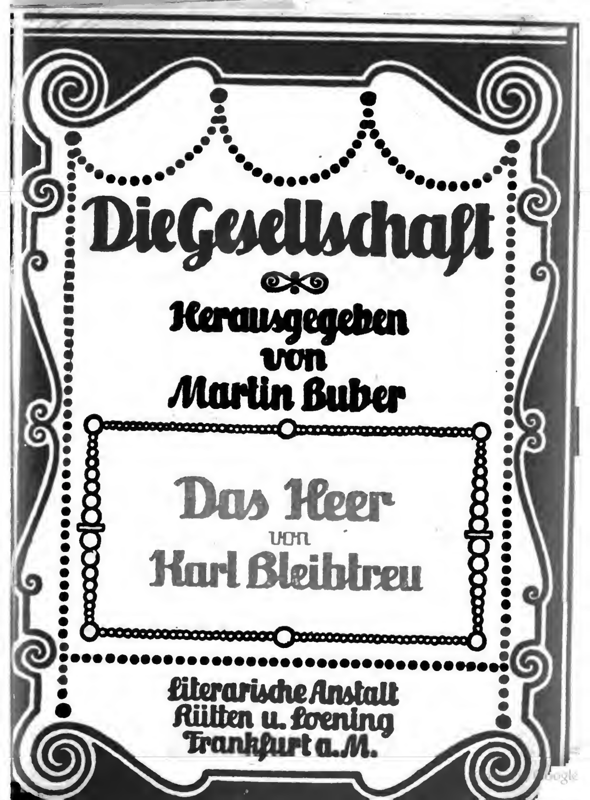



Die Gesellschaft
Herausgegeben
von
Martin Buber
Das Heer
von
Karl Bleibtreu
Literarische Anstalt
Rütten u. Loening
Frankfurt a. M.



DIE GESELLSCHAFT

SAMMLUNG SOZIALPSYCHO-
LOGISCHER MONOGRAPHIEN

PREIS EINES JEDEN BANDES
LEICHT KARTONIERT M. 1.50
IN LEINWAND GEBDN. M. 2.00

DIE GESELLSCHAFT

SAMMLUNG SOZIALPSYCHOLOGISCHER MONOGRAPHIEN

HERAUSGEGEBEN

VON

MARTIN BUBER

SIEBENUNDDREISSIGSTER UND
ACHTUNDDREISSIGSTER BAND:
: : : KARL BLEIBTREU : : :
: : : : : DAS HEER : : : : :

DAS HEER

VON

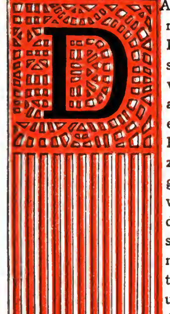
KARL BLEIBTREU



FRANKFURT AM MAIN
LITERARISCHE ANSTALT
: RÜTTEN & LOENING :

„Übermäßig zahlreiche Armeen sind eine Plage der Menschheit und veranlassen den Untergang der Staaten."
Erzherzog Karl

Geschichtliche Entwicklung des Heerbegriffs bis zur französischen Revolution



AS HEER ODER DIE „ARMEE", WIE man es oft bezeichnend mit einem Fremdwort betitelt und dann ausschließlich das Offizierkorps darunter versteht, darf sich nicht, wie viele andere gesellschaftliche Einrichtungen, eines uralten Stammbaumes rühmen. Es stellt eine Errungenschaft der Neuzeit dar, notwendig in der jeweiligen geschichtlichen Entwicklung, doch fragwürdig in bezug auf menschlich dauernden Wert. Denn man muß genau unterscheiden zwischen dem allgemeinen natürlichen Kriegszustand des Altertums und Mittelalters, wo der Kampf ums Dasein steter Waffenbereitschaft der Volksgemeinden bedurfte, und dem nur dem Staatsbegriff einer fast durchweg monarchischen Regierung untertänigen stehenden Heer der neueren Kulturzeit.

Eine Kriegskaste gab es zwar immer, insofern die Edelinge ein Waffenvorrecht bewahrten. Das galt nicht nur für Inder, Ägypter, Assyrer, Perser, sondern auch für Hellenen und Römer. Doch bei letzteren bildete sich mit steigender Kultur das Wehrwesen derart um, daß der Adel zuletzt nicht mehr seinen Anspruch auf Führerschaft der Aufgebote behauptete und der unadelige Bürger genau so den Offizier und General spielte. Die Kriegsheere der Asiaten stützten sich nur zum ganz geringen Teil auf eine Berufssoldateska, wesentlich als

königliche Leibgarde gedacht, sonst bestanden sie einfach aus einberufenen Milizmassen ohne jede besondere kriegerische Schulung. Wenn später die Germanen ihre erobernden Wanderzüge veranstalteten, so hat dies Ausrücken ganzer Stämme mit Weib und Kind nichts gemein mit dem eigentlichen Heerbegriff und drückt nur eine primitivere Form des Kampfes ums Dasein aus; es entsprach dem Willen der Volksgemeinde, keineswegs eines obersten Kriegsherrn. Dies traf auch bei den Spartanern zu, obschon sie äußerlich eine dynastisch-aristokratische Staatsform behielten. Handelte dort ein „König" gegen den Volkswillen, wie Pausanias, machte er sich nur im geringsten verdächtig, so verfiel er dem Tode, und auch dieser kleine Kriegerstaat, wo eben mit Ausnahme der Heloten jeder Bürger sich als Soldat fühlte, besaß nur ein Milizsystem.

Vor allem muß man bedenken, daß derlei antike Zustände nur etwa mit dem Maß der heutigen Montenegriner gemessen werden dürfen, da es andere bürgerliche Berufe so gut wie gar nicht gab und selbst der spärliche Ackerbau eines unergiebigen Berglandes ganz im argen lag. Daß also der Kriegerstand als Kaste umgekehrt erlosch, sobald Hellenen und Römer höhere Kulturstufen erstiegen, bietet ein bedeutungsvolles Gegenbeispiel zur modernen Auffassung, daß ein stehendes Heer für Kulturgesellschaften unerläßlich sei. Die Ionier mit Athen als Vormacht und später die Thebaner kannten nur Volksaufgebote, wobei Handeltreibende, Ackerbauer, Handwerker, nicht zu vergessen Künstler und Gelehrte, ihre Bürgerpflicht erfüllten. Athens gewaltige Flotten waren, selbst bei der Expedition nach Sizilien, ausschließlich mit Bürgern, mehr oder minder Freiwilligen bemannt. Das hinderte nicht ihre kriegerische Leistungsfähigkeit, und die

seit Lysander eine kastenmäßige Kriegszucht ausbildenden Spartaner erlagen den thebanischen Milizen des Epaminondas. Daß aber letztere und die Athener zuletzt sich gegen den Militärstaat Makedonien nicht halten konnten, entsprang nur der überlegenen Führung Philipps und Alexanders. Diese hatten ein kerniges Bergbauernvolk, auf gleichem Bildungsniveau wie heutige dortige Einwohner vom Schlage der Arnauten und Montenegriner, straff zusammengefaßt, wobei der Drill aber höchstens dem einer heutigen Schweizer Miliz glich, und Alexanders Genie erreichte damit Außerordentliches gegen entnervte und schon zum Untergang reife Asiaten. Aber so wenig kannten selbst solche primitive Makedonier den Begriff eines stehenden Heeres, daß sie bei jeder Gelegenheit, wo ihnen des angebeteten Heldenkönigs ungestümer Eroberungsdrang mißfiel, einfach nach Hause umzukehren drohten und ihre Willfährigkeit lediglich von seinen überreichen Belohnungen, d. h. ihrem persönlichen Interesse abhing.

In den folgenden hellenischen Zeitaltern bildete sich zwar zum ersten und einzigen Male im Altertum eine Art Berufssoldateska heraus, doch gerade hier in einem Sinne, der erst recht unserem heutigen Heerbegriff widerspricht. Die kriegerischen Eigenschaften der Hellenen führten ein Landsknecht- und Kondottieretum herbei, wie es sich später unter ähnlichen Verhältnissen einer hyperzivilisierten und einer baldigen politischen Umgestaltung schon verfallenen Epoche in der Renaissance wiederholen sollte. Vormals erregten Xenophons „Zehntausend" noch ein gewisses Befremden und hier waltete doch allgemein vaterländischer Zweck, als Einmischung in persische Reichshändel. Seit der zerklüfteten Diadochenzeit zogen dagegen Kondottieri auf eigene Faust ins Feld und

auf Abenteuer aus, wofür Agathokles' Karthagozug das bekannteste Beispiel. Bezeichnenderweise fand aber diese Soldateska, die gleichfalls kein festes Band zusammenhielt und die nach Belieben sich sammelte oder auflöste wie ein Wallensteiner „Heer", nirgendwo innerhalb der eigenen Hellenenstaaten Raum, sie mußte sich nach exotischen Barbarengegenden verdingen.

Erst ganz zuletzt griffen die Hellenen in ihrer Angst vor Rom zu diesem Mittel und duldeten den Epirotenkönig Pyrrhus — etwa dem späteren Iskander Beg im gleichen Revier vergleichbar —, um seine Landsknechte gegen Roms Milizen auszuspielen. Aber sowenig die Karthager, deren „Söldnerheere" auf Sizilien freilich nur eine ungefüge Horde vorstellten, gegen die bewaffneten Bürger Siziliens etwas ausrichteten, ebensowenig hellenische Landsknechte gegen die römischen Bauernlegionen. Ja, als der größte Feldherr des Altertums mit einem in beschränktem Sinne „stehenden" Berufsheer von Söldnern, das wenigstens seit dem spanischen Krieg der Karthager unter Waffen stand, das Milizsystem Roms ins Wanken brachte, erwies sich der Italiker Volkskraft stärker als sein Genie. Man hätte nun denken sollen, Roms weitblickende nüchterne Staatskunst habe in den Karthagerkriegen die militärischen Schäden seiner Volksmiliz erkannt, die unter anderen unfähige Politiker als Konsul-Feldherrn jährlich aufstellte. Doch so unvereinbar erachtete der freie Bürgersinn der Antike ein stehendes Heer mit der bürgerlichen Kultur, daß erst unter den Cäsaren die Prätorianergarde möglich wurde und bald sogar Formen annahm die diesen Widerspruch zu freiheitlicher bürgerlicher Gesittung erst recht deutlich machten: nicht Römer, sondern nordische Barbaren dienten als Söldner. Wir haben also hier schon

das bezeichnende Symptom des späteren französischen Absolutismus: die Fremdgarde, weil man den eigenen Landessöhnen mißtraut, d. h. ihr eigenes patriotisches Fühlen für unfähig hält, sich blindlings dem Gewalthaber anzupassen.

Man kann ruhig sagen, daß der Soldatenberuf als Gewerbe im Altertum ebenso verachtet war, wie etwa in der Renaissance. Jeder kleine hellenische „Tyrann" vom Schlag der Dionyse von Syrakus besoldete solch eine „stehende" Garde als Polizei, und für den Bürger aller früheren Zeiten bis auf Ludwig XIV. und Friedrich Wilhelm I. von Preußen blieb der „Soldat" ein zugleich verabscheutes und gefürchtetes Schreckgespenst dynastischer Willkür. Wenn in den Schlußzeiten des Reichsverfalls römische Legionen Kaiser und Gegenkaiser auf dem Schild hoben, so vergesse man nicht, daß sie dies nicht als Soldateska taten, sondern kraft ihrer Eigenschaft als Reichsbürger. Denn obgleich der Legionär schon lange Sold erhielt, weil man ihn für seine Dienstzeit schadlos halten mußte, erfolgte die Aushebung immer noch wesentlich nach dem Milizprinzip. Von einem stehenden Heer kann hier um so weniger die Rede sein, als die Legionen fast ausschließlich als Besatzung in neueroberten Provinzen lagen, etwa als Schutztruppe wie unsere heutigen deutschen Kolonialtruppen, und nun diese oft aus angeworbenen Einheimischen der annektierten Länder stark ergänzt wurden. Die Hälfte aller Legionen bestand von jeher aus „Bundesgenossen". Im Verhältnis zur riesigen Ausdehnung des Reichs und der äußerst zahlreichen Bevölkerung Italiens besaß das Reichsheer nur geringen Umfang. Außerhalb Kriegszeiten — wobei nur der Hannibalische Krieg je äußerste Anspannung erforderte und spätere Kämpfe gegen Parther und Germanen auch nur mit Heeren von höchstens 80000, meist nur 40000 Mann, geführt

wurden — hat der Gesamtbestand der Garnisonen in drei Weltteilen schwerlich je 200000 Mann erreicht, und davon die Hälfte beurlaubt, nicht unter Waffen. Der garnisonierende Legionär diente nämlich zugleich als Kolone, Bebauer des Bodens und Einbürgerer von Kastellen, Straßen- und Kanalbauer. Nicht sein Speer, sondern sein Spaten hat das Kulturimperium Roms gegründet, sowie später nicht die Reichsritterschaft, sondern die unermüdlich zähe angesiedelte Bürgerschaft im deutschen Osten das Slaventum brach und an Kultur gewöhnte. Ein Berufsoffizierkorps gab es ursprünglich überhaupt nicht, erst seit Cäsar kam eine sehr beschränkte Gilde von Veteranenmilitärs zur Geltung, ohne jedoch im entferntesten besondere Vorrechte zu besitzen oder einen Stand für sich, geschweige denn einen „ersten Stand" zu bilden. Cäsars Eroberung Galliens vollbrachten die üblichen ausgehobenen Milizlegionen, die nach einer bestimmten Frist heimgekehrt sein würden, wenn nicht Siegesstolz und Anhänglichkeit an ihren großen Imperator sie bei den Fahnen gehalten und ein Veteranentum gezeitigt hätten, wie es sich in der berühmten „Zehnten Legion" aussprach. Aber es bleibt bemerkenswert, daß dies Heer beim nachfolgenden Bürgerkrieg doch wesentlich politischer Anteilnahme (Cäsar als Vertreter der Demokratie gegen die Adelsoligarchie) gehorchte, und daß nach errungenem Sieg die Legionäre von Cäsar vor allem „Land" verlangten, um sich wieder als Bauern niederzulassen. Auch durfte Cäsar von ihnen so wenig, wie Cromwell von seinen Eisenseiten, Billigung dynastischer Monarchengelüste erwarten. Erst die schwere Reichsschädigung durch Brutus-Cassius, später durch Antonius, bewog die Legionen aus patriotischen Gründen, Augustus' Alleinherrschaft anzuerkennen. Einen abschließenden Beweis, wie

völlig das römische System, obschon auf rein kriegerischer Eroberungsgrundlage erbaut, von jeder Spur eines stehenden Militarismus entfernt blieb, liefert der Zustand seiner Flotte, die nur in Ausnahmefällen bedeutend anwuchs, sonst aber derart vernachlässigt wurde, daß der „Seeräuberkrieg" aus dem Stegreif begonnen und durchgeführt werden mußte, obschon Rom als Beherrscher des ganzen Mittelmeers und aller Küsten die Erbschaft Karthagos hätte antreten sollen. Mit einem Wort: Rom betrachtete alles Militärische nur als notwendiges Übel zu Schutz und Ausbreitung seiner Kulturgrenzen, das Zivilelement überwog so vollständig, daß die Zivilprätoren oder Konsuln gleichzeitig jede Kriegsaufgabe in ihrem Wirkungskreis übernahmen, ob sie etwas davon verstanden oder nicht.

Das Mittelalter kannte nicht mal das Milizprinzip, d. h. Recht und Pflicht der Volksgenossen, im Notfall fürs Vaterland Waffen zu tragen. Nur die Ritterschaft mit ihren besonderen Dienstmannen war wehrberechtigt, die Bauern nahmen nicht am Kriege teil, die Bürger waren an sich nicht verpflichtet, dem Landesherrn Mannschaft zu stellen. Daher die Kleinheit der Heere, die nur in besonderen Fällen, wo ein ganzes Reich eine Kriegsunternehmung gemeinsam durchführte, zu ansehnlicher Stärke anschwollen. So in den Kreuzzügen, einigen Romfahrten der Hohenstaufen, den Hussitenkriegen, den Eroberungskämpfen gegen die Slawen. An letzteren hatten aber norddeutsche Bürger und Freisassen ein besonderes Interesse und das hierbei angewandte Heersystem entsprach mehr einer Völkerwanderung, einem kolonisatorischen Massenauszug, als einem gewöhnlichen Kriegsabenteuer. Auch in Frankreich kam eine ordentliche Waffenmacht nur zusammen, wenn die Städte aus Patriotismus ihren König gegen

das Ausland unterstützten, wie den Philipp August bei Bouvines. In Italien lebte das altrömische Bürgerrecht der Volksbewaffnung nur in den Stadtrepubliken auf, zuerst bei den Lombarden, später bei den Florentinern. Auch die Seestädte Venedig und Genua bemannten ihre Flotten ähnlich wie einst die Ionier mit freiwillig dienenden Bürgern; auf der Terra Firma gab es aber nur eine Art Landsturm im äußersten Notfall. Und bei steigendem Reichtum fiel das Soldatengewerbe so in Verachtung, daß Venedig und Florenz sich nur noch geworbener Söldner bedienten, oft von fremder Nationalität. Die Krone Frankreich verließ sich auch nur auf ihre Adelskavallerie, das Fußvolk bestand größtenteils aus fremder Soldateska: Schotten, Iren, Deutschen, Italienern. Karl der Kühne stellte dem nationalen Aufgebot der Schweizer allerlei Kondottieri entgegen, nur die Reiterei bestand überall aus den adeligen Lehnsträgern und ihren Knechten. Bezeichnend ist, daß bei Azincourt als leichte Infanterie nur genuesische Armbruster gegen die englischen Bogner fochten. Das Übergewicht der Engländer bei ihren Eroberungszügen nach Frankreich lag nämlich allein in ihrer nationalen gleichsprachigen Einheit und einer Milizeinrichtung, ähnlich wie sie noch heute besteht, wonach die Yeomen (Freisassen) freiwillig, teils in Hoffnung auf Beute und Belohnung, teils aus Vaterlandsstolz, dem Ruf des Königs ins Feld folgten. Die Städte blieben dagegen nicht nur von jeder Heeresfolge befreit, sondern verpönten auch heimlich das ganze Kriegertum. Nur im großen Bürgerkrieg ergriff zuletzt die Stadt London Partei für die bürgerfreundlichen Yorks gegen die Feudalbarone vom Schlage Warwicks.

Aus dem allen ergibt sich, daß der Begriff eines Heeres als einer dauernden Staatseinrichtung dem waffenfrohen

Mittelalter an sich ganz fremd und ritterliches Raufen nur Erbrecht der Feudalkaste blieb. Selbst in den langen Hugenottenkriegen beteiligten sich die Bürger nur ganz ausnahmsweise (La Rochelle) am Kampfe, beide Parteien füllten ihre kleinen Heere — nur bis zu 30 000 Mann — mit deutschen „Reiters". Im Dreißigjährigen Krieg kauften die Städte sich lieber mit Kontributionen los, als je sich kriegerisch zu wehren, hier bildet Magdeburg nur eine Ausnahme. In dieser ganzen Epoche gab es überhaupt keine regulären Heere, sondern nur Ansammlungen von Söldnern aus aller Herren Ländern, wobei die Rohesten und Ungebildetsten, wie Kroaten und Wallonen, den Ton angaben.

Von dieser Soldateska, wie die Griechen sie nur in politischem Verfall und die kriegsstarken Römer sie selbst als Prätorianerwirtschaft nicht kannten, leitet sich der Name Soldat her. Soll heißen: einer, der um schnöden Sold ficht, als gewerbsmäßiger Kehlabschneider, nicht wie ein ehrlicher Volkssohn aus Notwehr für die Volksgenossenschaft. Das heute amtlich von deutschen Gerichten als „erster Stand" geaichte Soldatentum würdigten also jene unaufgeklärten barbarischen Zeitalter durchaus nicht! Sie verachteten, was wir in atavistischer Fortsetzung überwundener Evolutionsperioden als „Offizier" über die Maßen schätzen sollen. Ein Mann, der um Sold den Degen führt und andere in diesem kulturförderndem Faustrecht unterrichtet, gilt heute als feiner Kulturträger; denn schirmt er nicht die Kultur vor jeder Fährnis? Das ist eine rechte Falschmeldung der Begriffe, denn gerade ihm bleibt ja die wahre Kultur ganz fremd und innerlich verhaßt, da sie sich allzeit auf geistige Freiheit gründet. In Wahrheit galt jedes Berufsheer allzeit nur als erweiterte Leibgarde des Fürsten, wie schon der erste Ansatz dazu lehrt:

Karl VII. errichtete die stehenden „Gendarmen" für die Krone, während sonst die anzuwerbenden Kriegsbanditen der „Armagnacs" die ganze Wehrkraft bildeten[1]). Diese aber und der Adelsheerbann, dem obendrein überall die vaterlandsloseste Unzuverlässigkeit anhaftete — „und der König absolut, wenn er uns den Willen tut" hieß allzeit die Losung der Feudalen — erwiesen sich als völlig ungenügend, Englands Fremdjoch abzuschütteln, bis die wahre Volkserhebung der glorreichen Proletarierin Jeanne d'Arc den Erbfeind aus dem Lande jagte. Nicht die stets geschlagenen Ritter, sondern die Bürger von Orleans erfochten die ersten Siege. Somit kannte man bis zur Neuzeit, wo die wahnsinnigsten Konsequenzen des Zwitterdings von Volksaufgebot und stehendem Heer unserem „Fortschritt" aufgespart geblieben sind, nur die beiden Gegenpole: Bürgerwehr und Söldner, Miliz- oder Mietlingsystem, wie einst Karthagos internationale Heerhaufen es vorbildlich darstellten, denen sich erst in höchster Not die bei Zama tapfer fechtende Stadtmiliz zugesellte. Auch der Adel und seine Klienten bildeten nur eine Feudalmiliz, die je nach Belieben dem Dynasten folgte, wenn das Standesinteresse es gebot. So machten Fürsten und Adel gemeinsame Sache gegen die „Jaquerie", die Munizipalfreiheit von Laon, die spanischen Städterechte, die republikanischen Hussiten. Doch gegen letztere fruchtete selbst ungeheure Übermacht verbündeter „Herren" nichts, die Dithmarschen erwehrten sich

[1]) Die „Ordonnanzkompagnien" zählten 8000: damals sehr viel. Beiläufig besagt noch die „Pay-Roll" (Soldliste) des englischen Heerbanns unter Edward IV. vor Calais: 13 Earls à $6^1/_2$ Schilling pro Tag, 44 Barone à 4, 1046 Ritter à 2, 4022 Knappen à 1, 5144 berittene Bogenschützen à $^1/_2$, 15480 Fußbogner à 3 Pence, 4474 Walliser à 2, 400 Kanoniere und Pioniere bis zu 1 Schilling. Wahrscheinlich mußte diese Miliz sich aber dafür selbst beköstigen.

siegreich der dänischen Reichsmacht, die Handvoll Albigenser erdrückte erst ein internationaler Kreuzzug beutegieriger Pfaffenknechte, die Handvoll Stedinger Bauern nur ein Bund aller nordwestdeutschen Feudalen. So läßt sich schon damals die Überkraft einer für eigenste Güter ringenden Volksmiliz erkennen, läßt sich ahnen, wie dem Aufstand eines ganzen Volkes in Waffen mit keinem gewöhnlichen Feudal- oder Soldheer erfolgreich zu trotzen sei. Aber noch lange sah der Nährstand mit schadenfroher Geringschätzung auf den Wehrstand.

Sogar bei ihrem Widerstand um Sein oder Nichtsein gegen die Spanier verschmähten die Holländer wenigstens zu Lande im freien Feld den Waffendienst, besoldeten dafür deutsche Landsknechte. Die Schweizer machten aus dem „Reislaufen" ein Gewerbe, traten an Stelle der schottischen Garden (seit Ludwig XI.) als Leibwache des Roi de France, was sie auch beim Papste besorgten. Bezeichnenderweise leisteten sie aber hier weit weniger als zuvor bei ihren nationalen Milizkämpfen gegen Österreicher und Welsche, und schnitten bei Pavia schlecht gegen Frundsbergs deutsche Landsknechte ab, die dort auch das zweifelhafte Vergnügen hatten, die Schwarze Bande niederzumachen: Deutsche in französischem Sold, darunter auch manche niedersächsischen Junker. Es heißt, daß dies unter dem Schlachtruf patriotischen Grimms (angeblich vom Augsburger Hauptmann Bleibtreu ausgestoßen) erfolgt sei: „Schlagt tot für Kaiser und Reich!" Dies wäre ein für damalige Zeit seltenes Erwachen des Nationalgefühls, während man es lange für selbstverständlich hielt, daß sich der Soldat jedem beliebigen Zahlenden, also auch dem Landesfeind, verdingte. Daß ein Connetable von Bourbon in kaiserliche Dienste trat und gegen seine Landsleute stritt, fiel nur wegen

der besonderen Vornehmheit des Abtrünnigen auf. Nur der religiöse Glaubenshaß brachte ein gewisses Element hinein, das vom wirklichen Heerbegriff untrennbar ist. Die Religion diente als instinktiver Vorwand und Verbrämung der Rassevertretung. Die deutschen Landsknechte ließen bei der Plünderung Roms als Lutheraner ihren Groll gegen alles Welsche, hier in der Form des „Katholischen", aus, die Spanier schöpften aus ihrem Fanatismus eine Stärkung ihres Nationalhochmuts, den sie als berufsmäßige Söldner sowenig verleugneten wie jeder heimische Grande und Hidalgo. Es ist daher höchst bedeutungsvoll, daß im 16. Jahrhundert nur die Spanier ein wirkliches Heersystem, obschon von sehr beschränktem Umfang, ausbildeten, „stehende" Regimenter in dauernder Formation, weil bei ihnen der Nationalstolz ihre angeworbenen Offiziere und Gemeinen bei der Fahne hielt. Als gleiche Faktoren umgekehrt die protestantischen Schweden bewegten, ging das militärische Prestige sogleich an sie über. Die schwedische Rekrutierung bis auf Karl XII. entsprach sogar dem modernen Heerbegriff noch mehr als die spätere preußische, das Milizsystem der Antike mit den Grundlagen eines stehenden Heeres verbindend. Die Wehrpflicht blieb freilich zum Teil eine freiwillige, aber Glaubenseifer und Nationalgefühl trieben den schwedischen Bauernsohn von selber in die Kriegerreihen. Bezeichnenderweise blieben aber auch dort die Städter vom Wehrdienst befreit, da nach wie vor jedes Soldatentum in übelm Geruche stand und nur durch Fechten für die „Religion" etwas Weihe erhielt. Ein Offizier galt an und für sich als ein Outsider der Gesellschaft, nur daß die Herren überwiegend dem Adel angehörten, gab ihnen gesellschaftliche Stellung. Seit Gustav Adolf und Wallenstein mag man von einem Berufsoffizierstand reden, der aber, abseits

vom Kulturleben, in Friedenszeiten keinerlei Achtung genoß. Überall stand ihm der Zivilbeamte im Range vor. Man vergleiche die Autobiographie eines solchen Abenteurers in österreichischen Diensten, v. Varchmin. Daß das berühmte schwedische Heer im Grunde auch nur verkappte Miliz, daher zu auswärtigen Kriegen wenig brauchbar war, zeigt das Füllen der Reihen mit deutschen Söldnern nach Gustav Adolfs Tod. Überhaupt herrschte das Soldprinzip noch so allgemein, daß Bernhard v. Weimar einmal von Schweden, das andere Mal von Frankreich seine Deutschen besolden ließ. Auch unter Karl X., Karl XII. dienten schon viele Deutsche und später im Siebenjährigen Krieg bestand die Hälfte der „Schweden" aus deutschen Fremdregimentern, ein Beweis, daß nur Religionseifer früher eine Art freiwilliger Wehrpflicht ermöglichte. Die einschneidendste Verschlimmerung der Militärlast gestaltete sich erst im 18. Jahrhundert, daß sie nämlich dem Volke, was man ihm nie zuvor aufzuerlegen wagte, direkt zur Last fiel durch besonderen Steuerdruck. Denn die Banden des Dreißigjährigen Krieges unterhielt man zuerst aus Privatmitteln der Fürsten und reicher Kondottieri, wie Wallenstein, und fernerhin durch Brandschatzung feindlicher Territorien. Dies war nun zwar in allen Fällen Raub, aber gesetzmäßig das Volk zum Besolden seiner Unterdrücker anzuhalten fiel keinem ein, dazu besaß das verleumdete Mittelalter bis ins 17. Jahrhundert ein zu deutliches Freiheits- und Rechtsgefühl. Man getraute sich dies früher um so weniger, als die bisherige Gepflogenheit jener Logik gesunder Vernunft entsprach, die man seither schon solange mit Füßen tritt: daß nämlich der Krieger für den Krieg da sei und in Friedenszeiten nichts zu suchen habe. So entließ man den Landsknecht beim Friedensschluß geradesogut, wie einst den römischen Legionär oder die Milizen des

Mittelalters, auch der „Offizier" wurde dann brotlos. Wir müssen daher doppelt unterstreichen, daß die Einführung stehender Heere nicht etwa einem militärischen, sondern nur dem tiefgefühlten Bedürfnis des Klassenstaats entsprang, die bewußten heiligsten Güter von Thron und Altar gewaltsamer als früher zu schirmen und zugleich dem sonst erwerbsunfähigen Adel eine einträgliche staatliche Sinekure im Frieden zu schaffen. Die Bevormundung des „inneren Feindes" bemäntelte man natürlich später mit dem Vorwand, nur ein regulär stehendes Heer schütze gegen auswärtige Feinde. Doch dieser seither unausrottbare Lug und Trug erwies sich gleich an der Schwelle der neuen Ära als Wahn, denn die Volksmiliz und nur aus Landeskindern rekrutierte Nationalstreitmacht des Großen Kurfürsten, deren demokratisches Gefüge schon das Aufsteigen des Schneidergesellen Derflinger zur höchsten Würde und das Auftreten des bürgerlichen Hennings belegt, überwältigte blitzschnell die äußerlich übermächtige schwedische Soldateska.

Daß Ausbildung des „Heeres" eher eine barbarische Errungenschaft sei, mochten die Europäer dem Beispiel entnehmen, daß die Türken noch früher als Spanier und Schweden gleichmäßig uniformierte und eingeteilte „Regimenter" ihrer Janitscharen formten und eine bedeutende stehende Artillerie sich aneigneten. Auch bei ihnen boten Glaubenseifer und Padischahanbetung den Anreiz, ein einheitliches Reichsheer zu schaffen, doch entsprach das mächtige Aufgebot dieser für damalige Begriffe ungeheuren Heeresmassen in den Hauptbestandteilen auch nur noch einer altertümlichen Asiatenhorde wie zu Semiramis' und Xerxes' Zeiten. Der Sultane kühnste Träume verstiegen sich nicht zum heutigen Militarismus, der seine Keimzelle, die Riesenkaserne der Janitscharen,

also eines kulturwidrigen asiatischen Barbaren- und Räubervolkes, in verhundertfachtem Maßstab kopierte.

Bemerkenswert für Wehrbegriffe des 17. Jahrhunderts bleibt auch der englische Bürgerkrieg unter Karl I. Trotz der geringen Bevölkerungsziffer brachte man nicht geringere Heere auf, als die großen Kontinentalstaaten. Aber freilich machen diese Ziffern uns heut lächeln. Wenn bei Marston, Naseby usw. je 20—30 000 Mann gegeneinander fochten, so waren die Stärken im Dreißigjährigen Krieg meist nicht größer; die Entscheidungsschlacht bei Lützen wäre nach antiken und selbst mittelalterlichen Erfahrungen ein Treffen dritten Ranges gewesen. Als einmal bei Nördlingen über 50 000 (?) Kaiserliche beisammen waren, galt dies für ein riesiges Heer, ebenso als Alba mit noch nicht 30 000 nach Belgien rückte. Dies gibt aber einen tiefen Aufschluß darüber, welche verschwindend geringe Rolle eigentlich das damalige Wehrwesen spielte, weil eben die für Kultur, Wohlstand, Volkszahl allein maßgebenden Städte sich den Welthändeln fernhielten und jeden Waffenberuf verabscheuten. (Die Hansa führte ihre Seekriege durchaus nicht wie hellenische Städte, sondern mit lauter Angeworbenen, selten nur als Führer einige Patrizier darunter.) Man darf ruhig sagen, daß bis zur Neuzeit nur ein einziges dauernd militärisches Staatsgebilde bestand: der Deutsche Orden in Preußen. Auch hier aber nahm der Einfluß der Städte derart überhand, daß sogar die Kriegszucht des Ordens dem Kulturwohlleben erlag und der Bürger dort zuletzt mehr bedeutete als der Ritter. Dies war aber im Grunde überall so, wie z. B. der Bauernkrieg nur deshalb günstig für die Fürsten endete, weil die „Pfeffersäcke“ sich auf ihre Seite schlugen. Es muß immer festgehalten werden, daß die Bürger nur dann selber zu den

Waffen griffen, wenn ihre allereigensten Interessen auf dem Spiele standen. So focht der Heerbann flandrischer Bürger wiederholt siegreich gegen die Adelsbanner Frankreichs, so trotzte Berlin dem Kurfürsten Friedrich II., so rüsteten sich Köln und andere rheinische Städte für den volksfreundlichen Kaiser Heinrich IV. Doch dies alles sind einzelne Ausnahmen und von irgendwelcher Kriegsarbeit der Bürger oder Bauern, falls es nicht wie bei den Schweizern und Dithmarschen um ihre eigene Haut ging, war niemals die Rede. Die englische Revolution bietet daher das erste Beispiel, daß eine Bürgerschaft ihre waffenfähige Mannschaft aus rein politisch-patriotischen Gründen zur Fahne einberief. Die Londoner Stadtmiliz bestand gleich in dem ersten bedeutenden Zusammenstoß bei Edgehill vortrefflich die Feuerprobe.[1]) Weil aber Kavallerie, die gemeinhin eines längeren ordentlichen Drills und guten Beritts bedarf, von jeher die Schwäche eines Milizaufgebots bedeutete und damals die Reiterei immer noch als Hauptwaffe galt, im Gegensatz zum Altertum, was naturgemäß mit dem Wesen der Feudalritterschaft zusammenhing, so behaupteten die Stuartschen „Kavaliere" lange das Übergewicht. Diese glänzende Reiterei bestand ausschließlich aus dem Adel und seinen Yeomen, in ihrer Weise natürlich auch ein freiwilliges Aufgebot, nur mit dem Unterschied sonstiger Waffen- und Reitergeübtheit. Als „stehendes" Heer waren nur die „blaue" Reitergarde und ein irisches Regiment „Weißröcke" vorhanden, ersteres bei Naseby, letzteres bei Marston

[1]) Desgleichen bei Newbury. Über tiefere Bezüge der Cromwellrevolution, deren Verhältnisse uns wahrscheinlich näher angehen als die schwerlich sich wiederholenden der französischen, siehe unsern Essay: „Die Lehren der Puritanerrevolution" (in der Zeitschrift „Die Gesellschaft" 1899).

bis zum letzten Mann niedergehauen. Sobald der Zivilist Cromwell seine „Musterarmee" aus frommen Pächtern und Bürgern gebildet und sie mit genialer Raschheit kriegsmäßig geschult hatte, entstand im Gegensatz zu den disziplinlosen Kavalierscharen ein wirkliches „Heer", das erste, das diesen Namen verdient. Denn bei den Schweden artete nach Gustav Adolfs Tod das ursprünglich einheitliche und in strenger Manneszucht erzogene Heer zu einer Landsknechtbande aus, die der kaiserlichen Soldateska an Versumpfung nichts nachgab, und durchsetzte sich obendrein so sehr mit deutschen Elementen, daß es ganz den Charakter einer Nationalmacht verlor, wie denn Bannér ausdrücklich seine Deutschen, nicht die Schweden, als beste Krieger der Welt pries. Cromwells Eisenseiten stellten dagegen das Ideal eines volkstümlichen Bürgerheers dar und blieben auch nach Niederwerfung des Königtums und Bezwingung von Schottland und Irland in Reih und Glied. Sie bildeten also das erste wirklich „stehende" Heer, das auch in Friedenszeiten garnisonierte, dabei aber das volle Gepräge einer nationalen Bürgerwehr behielt, wobei jeder Kriegsmann in erster Linie sich als Bürger fühlte und politische Rechte vertrat. Um so schmählicher nach so kurzem Intermezzo der Rückfall Englands ins roheste Söldnersystem, das unter Jakob II. infame Greuel als Schergentum des Despotismus verübte und doch ehrlos dem Despoten die Treue brach, als Wilhelm der Oranier die Stuarts vertrieb. Diese Wirtschaft erhielt sich bis heute, auch die Flotte bemannte man mit „gepreßtem" und angeworbenem Gesindel. Wellingtons Soldknechte hausten daher in Spanien mehrfach wie Tillys Ungeheuer im Dreißigjährigen Kriege.

Was aber liegt solchem Beibehalten eines sonst in Europa überlebten Systems zugrunde? Genau das gleiche, was bis

zum 19. Jahrhundert die allgemeine Auffassung der bürgerlichen Gesellschaft blieb: daß nämlich der Kriegerstand an und für sich kulturfeindlich, rechtsfeindlich, freiheitsfeindlich sein müsse, daher dies notwendige Übel den sittlich verwahrlosten und ungebildetsten Volksbestandteilen — d. h. den Junkern als Offizieren und dem Pöbel als angeworbenen oder gewaltsam ausgehobenen „Gemeinen" — zu überlassen und vor allem nur ein ganz geringer Bruchteil des Volkes hierfür zu verwenden sei. Deshalb die niedrige Präsenzziffer auch dann noch, als man stehende Heere zu errichten begann. Dies geschah zuerst durch Ludwig XIV., doch auch hier darf man nicht glauben, daß die Kriegsheere, 100 000 Mann stark und unter Ludwig XV. noch etwas an Zahl steigend, schon in Friedenszeiten dauernd unter Waffen standen. Vielmehr beruhte das eigentliche stehende Heer als Kern des Ganzen nur auf dem „Maison du Roi", den Gardemusketieren zu Pferd und zu Fuß, und den besoldeten Fremdtruppen, Schweizern und Deutschen. Dies blieb noch so unter Ludwig XVI., und selbst dieser dauernde Heeresstamm bröckelte ab, sobald das Gemetzel auf dem Marsfeld den Bürgerkrieg heraufbeschwor. Erschrocken über ihr eigenes Tun, da jeder Kampf gegen einheimisches Volk erfahrungsgemäß selbst eine Soldateska alten Stils (geschweige der modernsten „Volksheere") demoralisiert, verkrümelten sich plötzlich die Fremdtruppen. 60 000 „loyale" Soldaten in Versailles verschwanden, man weiß nicht wie, nachdem die „Gardes Françaises" sofort nach dem Marsfeldgreuel zu ihren Landsleuten der Revolution übergingen. So rascher Triumph der Revolution wäre undenkbar gewesen, wenn die Monarchie über ein ansehnliches stehendes Heer verfügt hätte. Dies lag aber auch bei den anderen Großstaaten so, mißt man ihre

Streitmacht an der Bevölkerungsziffer. Was Österreich bis 1796 der französischen Revolution entgegenstellte, war überraschend gering. Im Siebenjährigen Krieg hat es nie mehr als 150 000 Mann, alles in allem, unter Waffen gehabt, obschon es hier Sein oder Nichtsein galt und bei damaligen Begriffen das Wiederherstellen einer neuen großen Armee nach der Leuthener Vernichtung eine erstaunliche Leistung war. Die Russen traten mit höchstens 70 000 Mann auf, obschon sie viele Irreguläre, sogar Kalmücken, dabei mitschleppten. Preußen selbst begann in den ersten Schlesischen Kriegen mit der Stärke eines heutigen Armeekorps. Zur höchsten Anspannung genötigt, besaß es im Frühjahr 1757 über 150 000 Mann Feldtruppen, erreichte aber nie wieder diese Ziffer. Außer der Schlacht von Prag, wo etwa 150 000 Kämpfer beider Parteien anwesend waren, betrug Friedrichs Heer in allen Hauptschlachten nur 35—50 000 Mann. Denn auch sein Wehrsystem unterschied sich nicht wesentlich von dem anderer Staaten. Wohl lieferte ihm seine Kantonsrekrutierung eine Masse ausgehobener Bauern, doch gerade so groß war die Menge der angeworbenen „Kerls", der eingestellten Überläufer und Gefangenen, die bei ihm „Handgeld" nahmen.

Daß sich der Ausdruck „Gemeine" noch heut im deutschen Heergebrauch erhielt, verrät allerdings bittere Rückständigkeit, gegenüber dem französischen „Soldat" und dem englischen „Private", worin die Menschenwürde selbst des britischen Soldknechts gewahrt bleibt. Aber die Mehrzahl der Soldaten des Ancien Regime verdiente wahrlich die brutale Bezeichnung „Gemeine", da ihre ehrlose Gesinnung, wie von solchem Auswurf nicht anders zu erwarten, nur durch strengste Fuchteldisziplin zur Pflichterfüllung angehalten werden konnte. Doch weil der Krieg die einzig wahre Schule für kriegerische

Tugenden, so bildeten sich selbst bei außerpreußischen Heeren hier und da gewisse Symptome eines richtigeren Heeresgeistes heraus. Veteranenstolz für die Fahne, Anhänglichkeit an den Fetisch der Dynastie. In den ganz korrumpierten französischen Armeen, deren ruchlose Soldateska dem jungen Offizier Marquis de Sade Vorbilder für seine späteren ungeheuerlichen Unzuchtromane lieferte, kamen Fälle einzelner Selbstaufopferung und heftiger Bravour vor, die hier dem anerzogenen Nationalgefühl entsprangen. Bei den Preußen vollends traten Seelenregungen ein, die zwar nicht an Cromwells Eisenseiten, wohl aber an Gustav Adolfs und Karls XII. Schweden erinnerten. Mit Begeisterung für den großen König, ihr Helden- und Menschenideal, paarte sich ein durch ihn geweckter Vaterlandsstolz. Er erfand „die preußische Nation", so lebenskräftig, daß er in der berühmten Anrede vor Leuthen sagen durfte: „Wenn Sie sich ermahnen, daß Sie Preußen sind, so brauche ich nichts mehr zu äußern." Dazu kam noch, wie einst bei den Schweden, ein starker religiöser Einschlag. Bei den Gegnern wirkte dieser Einfluß gleich zu Anfang so sehr, daß ein französischer Staatsmann vor Beginn des Siebenjährigen Krieges schrieb: „Wir werden einen neuen Religionskrieg haben." Die Kroaten Dauns und Loudons glichen denen von Tilly und Wallenstein, hielten ihre Schandtaten gegen Ketzer für gottwohlgefällig. Aber noch tiefer, weil auf edlerer Grundlage aufgebaut, spielte das Religionsmotiv bei den protestantischen Kriegern des selbst so unfrommen Königsrevolutionärs mit. „Streiten wir doch für dich, Vater, und unsere Religion!" erwiderte ein Grenadier, als der König die Seinen nach der Liegnitzer Schlacht lobte. „Majestät müssen mehr auf Gott vertrauen als auf Menschen!" rügte Fürst Moritz von Dessau des Königs Verzweiflung bei Beginn der Zorndorfer

Schlacht und stimmte auf dem Roßbacher Siegesfeld inbrünstig einen Psalm an, in den seine Musketiere geradeso innig einfielen, wie ein Choral aus ihrem Munde über die Leuthener Walstatt hinschwebte. Die braven Kerle ließen sich nicht ausreden, daß bei Leuthen ein himmlischer Glanz ihren Heldenkönig umgab, ihn wunderbar im Kugelregen behütend. Und wenn der sterbende Fürst Moritz für die Hochkircher Niederlage den gottlosen Gardeoffizieren die Schuld gab, so bezeichnet auch dies die enge Verquickung von Patriotismus und Religiosität, woraus der erstere, damals noch nicht zum reifen Bewußtsein gekommen und in Fleisch und Blut übergegangen, erst seine Kraft sog. So erklärt sich, daß nicht nur die Landeskinder, die Kantonsrekruten, für Vater Fritz freudig ihr Blut vergossen, sondern auch die zum Dienst gepreßten oder angeworbenen Fremden, wohl fast ohne Ausnahme Protestanten. Die gefangenen Reichsdeutschen, besonders die Franken, reihten sich ohne Mißbehagen in die preußischen Reihen ein, die widerrechtlich eingestellten Mecklenburger und zuletzt sogar die anfangs so widerwilligen Sachsen (ihr Regiment Hauß focht brav bei Kunnersdorf) desgleichen, weil sie sich als Vertreter des Protestantenkönigs gegen die katholische Welt fühlten. Die Württemberger rissen bei Leuthen mit dem Rufe aus „Es lebe der König von Preußen!“ Sie benahmen sich so renitent gegen ihren Landesherrn, weil dieser sie für den katholischen Kaiser gegen den Protestantenhelden mißbrauchen wolle, daß man sie später abberief. Vielleicht erinnerten sie sich auch, wie die auf Friedrichs Seite fechtenden Hessen und Braunschweiger, daß schon Kronprinz Friedrich in flammender Entrüstung den „Menschenhandel“ brandmarkte, als deren Serenissimi ihre Landeskinder als Angeworbene der Engländer verkauften, um für fremde Inter-

essen zu bluten. Als der große Mann feierlich den Grundsatz aufstellte, Eingeborene dürften nur im Dienste des eigenen Vaterlands die Waffen führen, brach er mit allen früheren Anschauungen seit der Antike und näherte sich dem modernen Heerbegriff. Das damals außerhalb Englands so gut wie unbekannte Vaterlandsgefühl erwachte, das an seinem Ruhm entzündete Deutschtum löste denjenigen Anreiz aus, der vom wahren Heeresgeiste unzertrennlich und allein ihm eigentümlich sein muß, soll statt einer mehr oder minder landsknechtartigen Soldateska ein „Heer" entstehen. Aus allen Gauen Deutschlands strömten Freiwillige zu Friedrichs Fahnen, erstaunlicherweise auch manche Bürgersöhne aus den Städten. Denn letztere, vom Kriegsdienst als Rekrutierung entbunden, bewahrten sonst überall die gleiche ablehnende Haltung gegen alles Militärische. Der Soldatenstand blieb in solcher Verachtung, daß eben nur der Adelstitel der Offiziere sie vor offener Geringschätzung schützte. Man tut daher dem großen König schweres Unrecht, wenn man sein beiläufiges Wort, daß nur die Edelleute zum Offizier taugten, in antidemokratischem Sinne auslegt. Die Bauern und Abenteurer der „Gemeinen" empfanden naturgemäß nur vor dem Junker Respekt, der ihrer eigenen Sphäre näherstand, während sie den bürgerlichen Erwerbshochmut haßten. Die Bürger andererseits empfanden nur in Ausnahmefällen das Bedürfnis, den so geringgeschätzten Offiziersberuf zu wählen. Für damalige Verhältnisse traf Friedrichs Meinung ganz zu, und wenn er den Offizierstand durch höfische Auszeichnung hob, so bewog ihn, abgesehen von natürlicher Dankbarkeit für die Aufopferung seines Offizierkorps — wo manchmal blutjunge Kadetten, wie Archenholz, als Knaben sehr brave Sekondeleutnants wurden —,

dazu vor allem die Gegenabsicht, dem geringgeachteten Stand ein besseres Prestige zu geben. Doch seine scharfen Reskripte zeigen, daß er trotzdem aufs herbste, geradeso wie später Napoleon, jedem Militarismus vorbeugte und die Zivilgewalt allemal über die Militärorgane stellte, d. h. das Bürgerliche über das Junkerliche. Daher verehrten die sonst so egoistischen und philisterhaften Bürger ihren Bürgerkönig derart, daß es bei Berlinern, Breslauern, Weselanern, Bielefeldern usw. an Proben opferfreudiger Hingebung nicht fehlte und die Kolberger — es ist wohl das einzige Beispiel solcher Art im 18. Jahrhundert — sogar als Miliz mit den Waffen in der Hand die Garnison tatkräftig unterstützten. Wenn sich letzteres 1807 in berühmterer Weise wiederholte, sonst aber die preußische Bürgerschaft sich damals unsäglich elend und vaterlandslos benahm, so hat man hier den Beweis, wie bis zum Befreiungskrieg, d. h. bis zur Einführung des allgemeinen Volksprinzips in die „Armee", die seit der Feudalzeit eingebürgerte Anschauung bestehen blieb, daß das Kriegspielen nur Fürsten, Junker und ihre uniformierten Handlanger angehe, nicht das Volk selber. Man macht sich freilich falsche Vorstellungen über den angeblichen Druck, den die Junkeroffiziere vor „Jena" auf die gesittete Bürgerschaft ausübten. Einzelne Ausschreitungen jugendlichen Übermuts der Gardeoffiziere sind maßlos aufgebauscht worden und blieben obendrein nicht ungeahndet. Wer das überaus edle Reskript des innerlich ganz „liberalen" Friedrich Wilhelm III., eines lange nicht nach Gebühr gewürdigten und ungerecht unterschätzten Mannes, gegen den Offiziersdünkel 1803 liest, der spürt hier den Odem der Revolutionszeit. Man solle sich nicht unterfangen, von einem „ersten Stand" zu schwatzen, so etwas gebe es nicht, alle Stände seien vor dem König gleich,

der ja selbst wie alle, die des „Königs Rock" tragen, von den Steuern des Bürgers unterhalten werde! Man staunt und fragt sich im Ermessen der Jena-Lehren vor hundert Jahren, wie herrlich weit wir's doch heut gebracht, wo ein königliches Reskript solchen Geistes einen Aufruhr des beleidigten Militarismus zur Folge hätte!

Daß in einem durch militärische Großtaten großgewordenen Staate der Offizier auf besondere Pflege Anspruch hatte, begreift sich. Doch ist es geradezu lächerlich, sich die Zustände vor Jena als abschreckend auszumalen, da sich damals nicht im entferntesten ein solches Überwiegen des Militärtums ausgebildet hatte wie heute. In seiner höchsten Ausdehnung besaß Preußen 1806, nach Annexion von Polen und Hannover, nur eine Wehrmacht von 200 000 Mann inklusive Festungsgarnisonen, wovon mindestens die Hälfte angeworbene Ausländer und unzuverlässige Polen. Die Rekrutierungslast blieb also ganz gering, und die Opfer an Gut, die man dem Gesamtvolk dafür auferlegte, waren nicht viel größer als die an Blut. Nur die liederliche Wirtschaft unter Friedrich Wilhelm II. und die allgemeine sittliche Korruption, worin die Bürger den Junkern nicht nachstanden, unterhöhlten ökonomisch den armen Staat. Das Junkertum an sich hat mit der Krise von 1806 wenig zu tun gehabt, das ist eine demokratische Legende, die sich schon dadurch widerlegt, daß ein gut Teil der Offiziere, die meisten bei Artillerie und leichten Gattungen, Bürgerliche waren, daß Leute von niederer oder höchst zweifelhafter Herkunft wie Scharnhorst, Gneisenau, York schon damals höhere Stellen einnahmen. Man denke sich heut einen Bauernsohn wie Scharnhorst noch im jugendlichen Alter als Chef des Generalstabs!

Übrigens setzten die Junker 1806 brav genug ihr Leben ein; fünf „Junker" im wörtlichen Sinne, blutjunge Fahnen-

junker, boten bei Saalfeld und Jena Beispiele edelsten Todesmuts. Auch mit der Unbildung war es nicht weit her, im Gegenteil trieben sich nur zu viel hypergelehrte Dogmatiker, wie Massenbach, in der Armee herum, zwei nachmals berühmte Kriegswissenschafter wie Clausewitz und Bülow dienten als Leutnants. Die adligen Offiziere, gerade die der Garde, befleißigten sich oft eines eleganten Bildungseifers und verachteten den bürgerlichen Philister gerade wegen seines niedrigen Kulturniveaus, nicht umsonst den genialischen Prinzen Louis Ferdinand als Vorbild ehrend. Die in Bürgerkreisen herrschende Liederlichkeit entbehrte eben der frivolen Ästhetik der Kavaliere, die sich gegen feiste Bourgeois etwa ebenso gebärdeten wie Künstler und Studenten. Heut ist die Unsittlichkeit in vielen Kavallerieregimentern mindestens die gleiche geblieben, bloß der ästhetische Anstrich von damals fehlt. Die Anekdote von dem Major, der in Jena „bei einem gewissen Goethe" in Quartier lag, ist dumm erfunden oder wird übertrieben ausgelegt. Seine Kameraden sollen ihn ja auch belehrt haben, „das ist wohl der berühmte Goethe". Nun war aber Goethe damals nur unter Hochgebildeten berühmt und dem würdigen Major werden die berühmten Namen Iffland, Lafontaine, Kotzebue eben geläufiger gewesen sein. Jedenfalls lasen viel mehr damalige Offiziere etwas von Goethe, als heutige irgend etwas von ernster zeitgenössischer Literatur, denn der damalige Bildungsstand war unvergleichlich höher. Nichts bezeichnender, als daß wir den tapfern Brigadechef Prinz Karl von Mecklenburg, Bruder der Königin und Führer der Hochtories nach dem Befreiungskrieg, nachmals Goethes „Iphigenie" bei Hofe vorlesen sehen. Der heldenhafte Prinz August war ein hochgebildeter Mann, der König bestrebte sich in seiner trockenen, ernsten Art, in Belesenheit und Interesse

für Kunst nicht dahinter zu bleiben. Mit einem Wort: das vielverleumdete Junkerheer übertraf an Bildungsfaktoren das napoleonische, das vermutlich auch mehr Analphabeten unter Soldaten und Unteroffizieren enthielt als das preußische. Letzteres focht anfangs tapfer genug; das spätere schwächliche Kapitulieren im freien Feld und feige Übergabe der Festungen kommt aufs Konto morscher, greiser Führer, wie aber jedes stehende Heer aus Anciennitätsgründen sie aufweist, und der Demoralisierung entsetzten Erwachens aus eitelm Wahn. Man hatte sich unterstanden, sich als beste Armee der Welt auszuprahlen, und nun diese Gegenprobe! Bedenkt man aber, daß Napoleon selbst jenen Wahn nicht durchschaute und seine Soldaten auf ernste Arbeit vorbereitete, drängt sich uns ängstliche Vermutung auf, daß vor dem Ernstfall jede Wertabschätzung trügt und erfahrungsgemäß jedes vormals siegverwöhnte Heer nach Ablauf einer gewissen Zeit von 40 Jahren aus hochmütigem Schlendrian einrostet, daß also unter ähnlichen Umständen einem neuen großen Kriegsgenie gegenüber ganz Ähnliches eintreten könnte. Beiläufig tat selbst Blücher bei Lübeck, den die Legende dort preist, nicht seine volle Pflicht, denn die Franzosen (St. Chamans Memoiren) staunten verächtlich, daß seine zahlreiche frische Reiterei sich nicht durchschlug.

Der schnelle militärische und staatliche Zusammenbruch, der übrigens, was stets vergessen wird, 1805 in Österreich ein ebenbürtiges Vorspiel und Gegenstück hatte, entsprang einfach einem natürlichen Gesetz geschichtlicher Entwicklung: das seit Ende des Römerreichs bestehende System einer völligen Trennung des Kriegsstandes vom Volke erlag selbstverständlich, sobald die französische Revolution das Prinzip der Volksbewaffnung aufstellte und Napoleon seine Konskribierten dem unerschöpflichen Reservoir der allgemeinen

Nationalkraft entnahm. Bezeichnend bleibt, daß 1807 die Freiwillige Pariser Nationalgarde, also lauter Residenzbürger, bei Friedland energisch mitwirkte und nachher sogar in Spanien sich brauchen ließ. So etwas wäre vormals einfach unerhört gewesen. Auch nicht einer angeblich ganz veralteten Taktik (Linie gegen Kolonne und Schützenschwarm) verdankte man die zerschmetternden Niederlagen, das ist eine unausrottbare moderne Militärlegende, die sich aufs schlagendste durch den hohen französischen Blutverlust bei Auerstädt und (wie wir nachgewiesen haben) auch bei Jena widerlegt, sondern einfach Napoleons dämonischer Genieüberlegenheit, der Kriegserfahrung seiner meist erschreckend ungebildeten Marschälle und Offiziere und dem durch unablässige Siege erhitzten Elan seiner Volkssoldaten, wo sich jeder als Citoyen und Mitglied der Großen Nation über alles Nichtfranzösische erhaben wähnte. Mit 1793 beginnt daher eine völlig neue Umformung des Heerbegriffs, die Schaffung des modernen Heeres!

Das „Volksheer“ seit der französischen Revolution

OBWOHL manche Vorgänge schon früher ähnliches für Sehende bewiesen, überraschte es doch ganz Europa, als die amerikanischen Milizen über die britischen Regulären triumphierten. Wahrlich nicht „die besten Truppen der Welt“, wie britischer Größenwahn prahlte, denn in der heftigsten Schlacht bei Saratoga taten gerade die angeworbenen Braunschweiger und Hessen das Beste. Bezeichnete es doch das wahre Wesen des Heerbegriffs früherer Zeiten, daß ent-

weder zahlreiche Ausländer oder selbständige Körper von Fremdtruppen mitwirkten. Marlboroughs Heere bestanden zu zwei Dritteln aus Nichtbriten, bei Leuthen focht am bravsten für Habsburg das rote Fremdregiment Würzburg, bei Roßbach hielten zwei deutsche und zwei schweizer Brigaden am längsten stand. Niemand nahm Anstoß daran, als bei Malplaquet Schweizer in französischem und in antifranzösischem Sold sich gegenseitig abwürgten. Der Soldat galt ja eben nicht als Bürger, sondern als internationaler Handwerker. Im Vergleich zu Washingtons Erfolgen mußte es besonders befremden, daß dieselben britischen Truppen bei Quebec die französischen Regulären schwer geschlagen hatten. Welche eigenartigen Schwierigkeiten die schwerfälligen Drilltruppen in Amerikas stromreichen Waldgebieten lähmten, brachte man nicht in Anschlag; jedenfalls blieb bestehen, daß disziplinlose und mehrmals moralisch schwankende Volksaufgebote mit guten Truppen fertig wurden, und das wichtigste Symptom blieb, daß die geschulten Generale sich durchaus unfähig zeigten gegenüber urwüchsiger Naturstrategie. So griff denn die französische Revolution mit Begeisterung diese Erfahrungen auf und ersetzte die Auflösung der bourbonischen Armee erst durch Massen von Freiwilligen, dann 1793 durch die levée en masse, die jedoch nur 700000 Mann auf dem Papier ergab und in Wahrheit nie ordentlich durchgeführt wurde.[1]

Der Grundsatz, daß jeder Citoyen gleichzeitig Soldat fürs Vaterland sein müsse, fand oft noch taube Ohren, zu tief saß der Abscheu vor allem Soldatentum dem Volk im Blute. Die Freiwilligen von 1792 mag uns Joliclerc noch so innig als

[1]) „1 200 000“ ist vollends Chimäre, ebenso die Legende, daß während der sieben Revolutionsjahre 2 603 000 Konskribierte aufgestellt seien.

brave, rechtschaffene Leute schildern, ihre ersten Proben geben nur Gewähr für Zuchtlosigkeit, Verratgeschrei gegen alle Offiziere und manchmal für Feigheit. Nichtsdestoweniger überwog bei den besseren Elementen der jeder Volkserhebung eigene Elan, bei Valmy und Jemappes tat das Anstimmen der Marseillaise in kritischen Augenblicken Wunder. Doch hätten die österreichischen und preußischen Drillsoldaten in der ersten Zeit wohl obsiegen können, wenn nicht diesmal viel klarer und bedeutender als im Amerikanischen Befreiungskrieg jene Erscheinung sich naturgemäß entwickelt hätte, die allen revolutionären Volksheeren notwendig ein Übergewicht verleiht. Wie nämlich der auf unbedingte Subordination und Anciennität begründete Schlendrian der stehenden Heere sehr häufig die Fähigsten unterdrückt und höfische Streber an oberste Stellen bringt, so erzeugt das Revolutionsfieber ganz von selber eine krampfhafte Anspannung, die unwillkürlich eine Auslese der Besten besorgt. In kurzer Frist, nach Ausmerzung aller gedienten Generale und adligen Offiziere, traten blutjunge Leute an die Spitze der Armeen, die zuvor entweder Zivilisten oder nur Unteroffiziere gewesen waren. War ein früherer Leutnant darunter, der sonst im stehenden Heer es kaum bis zum Major gebracht hätte, so zeigte er jetzt, über Nacht General geworden, daß er wirklich zum Führer berufen sei. Hoche, Jourdan, Pichegru, Moreau, Kleber, Marceau, Desaix, Macdonald, Massena, Gouvion St. Cyr, Lecourbe setzten die Welt in Staunen. Ein Größerer als sie folgte nach dem gleichen Evolutionsprinzip. Spätere weltberühmte Marschälle wie Soult, Ney, Davout, Oudinot tauchten als Stabschefs und Unterführer auf, Bernadotte als Kriegsminister. Unter Bonaparte begannen ein Färberlehrling, der Freiwillige „Bürger Lannes“, ein Kellner namens

Murat ihre blendende Laufbahn, der ci-devant Graf Lasal
wurde als Reiterführer entdeckt, der Bauer Augereau tat sic
hervor. Wie merkwürdig übrigens, daß dieser frühere preı
ßische Korporal, also ein „Geschulter", am wenigsten Fähi
keiten unter allen aus Bonapartes Feldlager Hervorgegangene
entwickelte! Die breite Auslese in allen Volksschichten frag
eben nach vorherigem „Drill" sowenig wie nach Geburt; g
rade wie unter Cromwell lauter Zivilisten wie Blake, Ireto
Harrison usw., die stärkste Kriegsbegabung betätigten. Den
gegenüber versagten die Zunftgenerale des verbündeten Europ
sämtlich, nicht alle unfähig, doch alle in militärischen Vo
urteilen verrostet. Die von dichten Tirailleurschwärmen un
gebenen Sturmkolonnen der Republikaner entstanden zwa
lediglich, aus der Not eine Tugend machend, aus dem Zwang
die junge, ungeübte Mannschaft dicht beisammen zu halte
Die Lineartaktik wäre an sich noch keineswegs, wie die Le
gende irrt, dagegen machtlos gewesen. Denn wenn sie sic
bei Jena-Auerstädt angeblich so erwies, so hing dies mit gan
anderen Ursachen der allgemeinen Führung zusammen, un
die Briten bereiteten in ihren dünnen Linien unter Wellingto
oft den Kolonnenformen unliebsame Überraschungen. Abe
das Neuartige selbst verwirrte das Kommiß- und Gamaschen
tum der mit überflüssiger Drillspielerei maschinenmäßig ab
gerichteten und deshalb jeder Initiative beraubten Kaserner
heere und die überlegene energische Führung des Gegners ta
dann das übrige. Nur einer hielt gegen die Revolutions
generale den Kopf hoch und ein Zufall wollte, daß gerade die
ein Kaiserbruder, ein Prinz der ältesten Dynastie, war. Abe
kein Zufall waltete darin, daß dieser Erzherzog Karl gleich
zeitig ein Vertreter nicht nur höchster Bildung, sonder
humaner, liberaler Gesinnung sein mußte, daher innerlich z

den Gegnern des von ihm verteidigten Systems gehörte und mit diesem später als Reorganisator des Heerbegriffs völlig brach.

Die Revolutionskriege lehrten ferner, daß die einzige wahre Kriegsschule der Krieg ist, daß diese ihre volle Erziehung aber nur in einem alles militaristischen Paradeschlendrians entledigten Volksheer entfalten kann. Denn diese ursprünglich ziemlich minderwertigen Heere, trotzdem bis 1794 noch viele Angehörige der alten bourbonischen Armee einen festen Stamm bildeten, was später beim Anschwellen der Aufgebote nach ansehnlichen Verlusten ganz aufhörte, gewannen jetzt auch ein hohes taktisches Übergewicht. Lecourbes Rekruten haben in der Schweiz die kühnsten Alpensteiger beschämt, das ewige Vorbild aller alpinen Truppen aufgestellt. Noch später heißt es auf anderem Schauplatz für einen Mont-Cenis-Übergang, unter Schneeorkan mit klingendem Spiel und Marseillaisegesang, in einem Tagesbefehl: „die Republikaner, nicht zufrieden den Feind zu besiegen, besiegen auch die Natur." Ein Marsch Montrichards am Inn, Macdonalds Überschreiten der Via Mala, Pichegrus Taten in Holland lassen sich würdig neben den unerhörten Gewaltmärschen (bis zu 64 km pro Tag) sehen, die Bonaparte seinen Rekruten abrang. Bei Suworows von der Legende aufgeblasenen und einzig durch österreichische Tapferkeit nebst großer Übermacht erworbenen Siegen sind weit mehr die Republikaner, z. B. bei Novi, zu bewundern, erst recht beim Gotthardsturm. So durfte denn 1800 Coignets Tagebuch verzeichnen: „Die Armee war jetzt so zahlreich und so schön, daß sie sich am liebsten mit ganz Europa geschlagen hätte." Aus dieser Stimmung, nicht aus Napoleons Eigenwillen, sind dann die Welteroberungszüge des Korsen hervorgegangen.

Man würde daher die Lage gröblich verkennen, wenn man schon Napoleons „Konskription" als Ausbeutung der demokratischen allgemeinen Wehrpflicht für dynastische Zwecke auffassen wollte. Es löste sich nämlich, nachdem die alte Revolutionsregierung mit Staatsbankerott geendet, für mindestens neun Zehntel der Franzosen das Revolutionsideal vollständig in dessen sichtbarem Gleichheitsvertreter auf, dem „durch den Willen der Nation" gekrönten Plebejer. Wenn dieser aber Auslandskriege für nötig hielt, so drückte er hiermit gerade den Willen der Nation aus. Historiker haben allerlei Fälschungen verübt oder sich aus Unkenntnis Täuschungen hingegeben, als ob Napoleons Kriegspolitik dem Volke nicht genehm gewesen sei. Als Beweis soll die Pariser Börse gelten, weil sie nach Enghiens Hinrichtung und nach Eylau vorübergehend die Staatsrente sinken ließ. Letzteres würde gar nichts bedeuten, als daß bei solcher Siegverwöhnung jeder anscheinende Rückschlag (durch Allarmisten zu schwarz gemalt) besonderen Eindruck machte. Bezüglich des sogenannten „Fürstenmords" an jenem bourbonischen Emigranten und Landesfeind, der nach bestehendem Gesetz durchaus den Tod verdiente, selbst wenn seine Mitschuld an Cadoudals Attentatverschwörung wegfiele, wissen wir heut durch Briefe eines italienischen Diplomaten, daß die angebliche Erregung der öffentlichen Meinung darüber auf reiner Mythe beruht, daß nicht mal im Ausland, geschweige denn in Frankreich, diese Episode wirkliche Beachtung fand. Das Benehmen der Börse, die auch später jeden neuen Krieg mit Mißtrauen begrüßte, entsprang nur der Stimmung solcher Kreise in allen Zeitläuften und in allen Ländern, weil die hohe Finanzbourgeoisie i h r einziges Ideal der Bereicherung durch jede Unterbrechung der gewöhnlichen Spekulation beleidigt sieht.

Diese vaterlandslosen Gesellen jammerten natürlich auch über die Kontinentalsperre, obschon diese mißverstandene und verlästerte Maßregel nicht nur eine absolute Notwendigkeit zur Abwehr der britischen Küstenblockade bedeutete, sondern auch mittelbar den größten Nutzen für die Zukunft stiftete, indem Napoleon erst so eine europäische unabhängige Industrie des Festlandes gegenüber dem bisherigen britischen Monopol erzwang. Da aber infolge seiner unablässigen öffentlichen Bauten (Chausseen, Kanäle, Bergstraßen, Staatsgebäude, Monumente) und rastloser Fürsorge für alles Kommerzielle es „dem Volke nie an Arbeit fehlte", wie ein unverdächtiger Zeuge bekundet, ja, da sogar Künstler, Gelehrte, Literaten durch Unterstützung von Staatsbesoldung prosperierten wie nie und der allgemeine Wohlstand des vorher bettelarmen Landes, nach des Ersten Konsuls glorreicher Herkulesarbeit im Ausmisten des ganzen Augiasstalls sowohl des Ancien-Regime als des Jakobinertums, ununterbrochen wuchs, so war die Nation auch mit seinen Eroberungskriegen völlig einverstanden. Die Arbeiter, Handwerker und Bauern sowie der untere Bürgerstand, aus denen sich die „Konskribierten" zusammensetzten, dienten im allgemeinen sehr willig im Heere.

Das früher nur den Briten eigene ausschließliche Nationalgefühl lebte sich, durch die Revolution geweckt, jetzt so stark im Franzosen aus, daß er an der „Gloire" persönlich mit allen Fasern hing, weil sie ihm den Vorrang der Großen Nation vor Augen stellte und hiermit seiner lebhaften Eitelkeit schmeichelte. Diesen beherrschenden Instinkt impfte aber keinesweges, wie man ihm unterschiebt, Napoleon dem Volke ein, sondern er wurde gleichzeitig mit den „Freiheitsbäumen" eingepflanzt. Denn indem das legitimistische Aus-

land die Revolution zum Krieg gegen ganz Europa zwang, hat es sich selbst die Zuchtrute gebunden, die nachher in des Korsen Hand zur „Gottesgeißel“ wurde. Die menschliche und besonders die französische Natur bedingte, daß der erstaunliche Erfolg im aufgedrungenen Kampfe alle kriegerischen Eigenschaften der Franzosen derart belebte, daß eine Hypertrophie der Kriegerinstinkte eintrat, welche aus primitiver Urzeit atavistisch heute noch in jedem männlichen Manne schlummern.

Nicht Napoleon hat die „Erweiterung der Grenzen“ begonnen, sondern die Revolution, und lange bevor Napoleon es wahr machte, sprach Minister Talleyrand das berufene Wort: „Die Große Nation erkennt nur die Grenzen an, welche die Natur ihr gesetzt haben mag“, vieldeutig ausdrückend, daß die übermächtige französische Demokratie so viele fremde Länder „befreien“ werde als ihr beliebe. Wenn Napoleon später annektierte, so ging ihm die Revolutionsregierung mit gutem Beispiel voran, und wenn er unabhängige Vasallenstaaten errichtete, so handelte die Republik noch buchstäblicher nach altrömischem Rezept, indem sie Schwester- und Tochterrepubliken (Batavische, Helvetische, Allobrogische, Cisalpinische) als völlig untertänige Klientel schuf, so wie die Römer oder Athener und Spartaner ihre Unterworfenen „Bundesgenossen“ tauften.

Was ist der langen Rede kurzer Sinn? Daß Napoleon, indem er das Prinzip der Wehrpflicht für Eroberungszüge ins Ausland benutzte, ganz und gar im Bannkreis der allgemeinen Nationalstimmung blieb, ihn daher der Vorwurf nicht trifft, daß er ein Haupterbgut der neuen Demokratie zu einem Dynastenhort umgefälscht habe. Selbst wenn man den dokumentären Enthüllungen in Lévis „Napoléon et la

Paix" nicht unbedingt beipflichten möchte, wonach formal tatsächlich der „Eroberer" stets der Herausgeforderte und Angegriffene gewesen ist, selbst wenn wir unser Urteil (vgl. unser Werk „Die Große Armee") nicht aufdrängen wollen, daß Napoleon ursprünglich immer nur an Krieg gegen England dachte, das ihm grundsätzlich jeden Frieden verweigerte, so hat er jedenfalls die Bahn der Welteroberung unter unwiderstehlichem Zwange des nationalen Milieus beschritten. Die Republikaner hatten solchen Geschmack an der Gloire gefunden, daß sie dieses Lorbeergemüse keineswegs für ein Linsengericht hielten, für das sie ihre Erstgeburt der „Freiheit" verkaufen sollten, sondern die Nebentendenz der Revolutionskämpfe wurde ihnen das Wesentliche, das Ding an sich. Man pflegt zu sagen, das Lager von Boulogne, wo der neue Imperator seine Legionen der Konskribiertenmiliz lange „stehend" unter Waffen hielt, habe das Heer „kaiserlich" machen sollen. Aber dazu gehörte nicht viel. Denn in dem Sinne, wie Frankreich seinen „durch den Willen der Nation" Erwählten auffaßte (ein solches allgemeines Ja-Plebiszit ist noch nie dagewesen), war das sonst noch republikanisch genug empfindende Heer längst „kaiserlich". Der neugegründete Orden der Ehrenlegion — wohlgemerkt für alle Stände — entsprach dem wahren Bedürfnis. Denn während man von der „Freiheit", wie man sie im Terrorismus und der Direktorialkorruption schmeckte, vollauf genug hatte, hielt ja der gerechte Erwählte das andere große Prinzip der „Gleichheit" mehr aufrecht als je zuvor. „Jede Laufbahn offen dem Talent!", dieses Leitmotiv und Motto napoleonischer Herrschaft, auch heute wie allezeit das gesundeste realistische Ideal und die Sehnsucht aller Ringenden und Arbeitenden, wurde unter ihm zur Wirklichkeit. Sogar der

überzeugte Republikaner General Foy, der spätere berühmte Kammerredner vor der Julirevolution, bestätigt ausdrücklich, daß Napoleons Monarchie mit keiner anderen zu vergleichen gewesen sei, daß unter ihm nur das Verdienst über Beförderung entschied.

Wir könnten zahlreiche Fälle anführen (Foy selbst, Dumas, Fournier, Eduard Colbert, Oudet, Macdonald, Gouvion St. Cyr, in gewissem Sinne auch Soult), wie weder Republikanertum noch sonstige neidische Gehässigkeit mißliebiger Personen des Kaisers unerschütterliche Unparteilichkeit beirrten oder wie er umgekehrt persönliche Freunde und Günstlinge nicht ein Jota mehr belohnte als andere und sie mit gleicher Strenge zu ihrer Pflicht anhielt. Zu diesem System, stets die Auslese der Besten für alle Welt offenzuhalten und so den Trieb zur Auszeichnung in allen Volkskreisen aufs äußerste anzureizen, kam noch die echt demokratische Heranziehung der „Gemeinen“ zu Dekorierung und Rangerhöhung, die Hätschelung des Ehrgefühls beim gemeinen Mann, der vor allen Dingen selber als „Citoyen Français“, Angehöriger der Großen Nation, respektiert werden sollte. Man darf daher ruhig sagen, daß der kaiserliche Soldat nicht viel anders empfand als der frühere republikanische, seine Anbetung des Kaisers trug ganz und gar nicht das Gepräge sklavischer „Königstreue“, sondern er sah in Ihm sein höchstes persönliches Gleichheitsideal verkörpert, daß der größte Mensch, obschon von dunkelster Herkunft, naturgemäß zum Herrscher berufen sei, d. h. zum Ober-General. Selbst solche, die widerwillig und trotzig sich einreihen ließen, erlagen sehr bald dem Zauber dieser Atmosphäre, und Widerstreben trat überhaupt erst nach 1810 ein, als die Konskription immer größeren Umfang annahm und Versetztwerden nach Spanien als

Schreckgespenst vorschwebte. Damals füllte sich das Land bis 1812 mit Fahnenflüchtigen, sogenannten „Refractairen". Sobald diese aber gewaltsam eingebracht und zu vier „Strafregimentern" gesammelt wurden, geschah das Wunder, daß grade dieser verpönte Ausschuß, 1812 als Division Durutte aufgetreten, sich bis 1814 mit Ruhm bedeckte.[1] Bezeichnenderweise lautete das Feldgeschrei der napoleonischen Legionen nicht, wie es überall heißt, schlechtweg „Vive l'Empereur!", sondern mit dem Zusatz „Vive la France!", oft letzteres an die Spitze gestellt. Mit anderen Worten: der „kaiserliche" Soldat und Offizier war in e r s t e r Linie französischer Bürger und seine fanatische Anhänglichkeit galt nicht dem „Kaiser", sondern dem Nationalheros. Einen Angriff auf Ihn empfand jeder einzelne als persönliche Antastung, als Widersetzlichkeit gegen die Große Nation.

Erst etwa 1808 nach unerhörten Erfolgen und Proben für Napoleons unvergleichliches Genie trat fatalistische Hingebung an den „Mann des Schicksals", blindes Vertrauen zu seinem Stern in den Vordergrund. Viel trug dazu bei, daß die Klientel-Völker (Deutsche, Italiener, Holländer usw.) sich gradeso für den Soldatenkaiser begeisterten, bei ihnen aber das Nationalmotiv wegfiel, so daß eine gewisse Ansteckung sonst überwundenen Landsknechtsempfindens von ihnen ausging. Anfangs aber stand den französischen Heeren das allüberragende Feldherrntum ihres Kriegsherrn so wenig fest, daß sich 1805, was wenig bekannt ist, Kritik und Zweifel oft genug hervorwagten. Wenn also trotzdem diese Truppen mit

[1]) Das alberne deutsche Wortspiel „Division Déroute", in heftiger Broschüre des Capitaine de Rouil mit Recht festgenagelt, erscheint nach unserer eigenen, auf Martiniens Archivtableau und die Historiques gestützten Forschung noch alberner.

wahrer Begeisterung unglaubliche Gewaltmärsche fortwährend ausführten und dabei erstaunlicherweise oft keinen einzigen Marodeur verloren, so müssen sie eben den Krieg nicht als eine napoleonische, sondern als eine nationale Angelegenheit betrachtet haben. Um es nochmals zu sagen: diese bewaffneten Citoyens, immer noch halbe Republikaner, w o l l t e n den Krieg gegen die fremden Dynasten, die ihnen ihre Selbsteinrichtung des neufranzösischen Demokratenstaats mit „kaiserlicher" Fassade nicht gönnen mochten. Selbst wenn Napoleons eigenes Interesse ihn nicht gezwungen hätte, der dynastischen Koalition entgegenzutreten, so hätten Heer und Volk selber ihm bewaffneten Widerstand gegen die Monarchen-Verschwörung aufgedrungen. Und daß eine solche Verschwörung 1805—15 bestand, in den Zwischenpausen nur durch des Korsen Übergewicht niedergehalten, daß eine Unterredung mit dem russischen Kanzler Nesselrode 1814 und ein Brief des Prinzen Wilhelm, des späteren deutschen Kaisers, aus der Zeit nach den Befreiungskriegen mit aller wünschenswerten Deutlichkeit aussprechen, man habe in Napoleon nur das revolutionäre Frankreich treffen wollen, belegt zur Genüge unsere Anschauung, wie wenig das „kaiserliche" Konskribiertenheer im Wesen sich vom republikanischen Volksaufgebot unterschied, aus dem es ja unmittelbar hervorging. Diesen Stammbaum bewahrten die Veteranen der Alten Garde so eifersüchtig, daß sie den abgeschafften Haarbeutel und die Ohrringe der Revolutionszeit beibehielten und das 1. Grenadierregiment sich als Abkömmling der Konsulargarde immer noch „die Granitkolonne von Marengo" nannte.

Wenn also das napoleonische Heer sich dem Geiste und Wesen nach mit keinem andern „stehenden" monarchischen Heer vergleichen läßt, so treten auch noch zwei Unterschiede

hinzu, die das Bild völlig verändern. Die Legende schwatzt von Napoleons unerschöpflichen Menschenmitteln, als habe er die allgemeine Wehrpflicht im heutigen Sinne mißbraucht. Es erregte daher Verblüffung, als Lettow-Vorbeck gelegentlich das Gegenteil aussprach. Längst vor ihm machte aber schon Thibeaudeau dieser Mythe ein Ende. So ängstlich blieb Napoleon darauf bedacht, das Selbstbestimmungsrecht der französischen Demokratie zu schonen, daß nur die äußerste Not zuletzt ihn bewog, die Bevölkerung schärfer zur Konskription heranzuziehen. Wie er, um die Steuerlast zu verringern, seine „Okkupationskorps" als Kuckuckseier in fremde Nester legte — so besonders naiv bis 1808 in Spanien und Portugal — und seine Heere durch Kontributionen des Auslandes ernährte[1]), so suchte er auch Waffenlast und Blutopfer teilweise auf die Klientelstaaten abzuwälzen. Man hat freilich auch hier ungeheuer geschwindelt. Ein preußischer Militärschriftsteler vergaß sich so weit, zu fabeln, daß Napoleon 1813 nur durch rücksichtslose Ausbeutung der Rheinbündler sich habe halten können, während diese damals ein verschwindend geringes Kontigent stellten. Auch hat man die Blutopfer der Deutschen bedeutend übertrieben, denn erst 1809 nahmen diese ernsten Anteil an größeren Kämpfen und durchaus nicht mit besonderen Verlusten und Taten, wie die Legende fabelt. Aber 1812 bestand tatsächlich die größere Hälfte der Großen Armee aus Nichtfranzosen.* Wenn diesmal die Deutschen sich mehrfach opferten (Beresina, Polotzk),

[1]) Was ihm beiläufig die Revolution auch schon vormachte. Vgl. über Moreaus Erpressungen am Rhein eine Studie von Spielmann. Hier wurde aber nie etwas später zurückbezahlt, während Napoleon oft dafür sorgte und über Unterschleife seiner Intendanten auf Kosten der Fremden außer sich geriet.

so kommt ein großer Teil ihres Verlustes doch auf Deserteure und Marodeure, und die oft zitierten Ziffern, wie wenige die Heimat wiedersahen, darf man nicht wörtlich nehmen.

Überhaupt setzt uns aber heute in Erstaunen, wie geringe Aushebung der Imperator selbst damals im Zenit seiner höchsten Macht den Völkern zumutete. Selbst die Polen, die auf eigenem Boden und, wie sie glaubten, für eigene Sache fochten, sandten laut Oginski nur rund 45 500 Mann zur Armee, und selbst wenn Moßbach und de Pradt mit ihren größeren Ziffern Recht hätten, wobei sie augenscheinlich die insurgierten Litauer mitrechnen, wäre auch dies nach heutigen Begriffen äußerst wenig. Das Königreich Italien nebst Neapel stellte nur 30 000, Illyrier, Kroaten, Dalmatiner etwa 8000, Schweizer ebensoviel („16 000" ist reiner Schwindel, es waren nur vier Regimenter), Holländer höchstens 10 000. Daß etwa 4000 Portugiesen, 3600 Spanier vorhanden, war verhältnismäßig sehr viel, dies waren aber einfach Söldner, keine rechtmäßig Ausgehobenen. Allerdings darf man 120 000 Deutsche rechnen, aber die Preußen einbegriffen, und das ist doch wahrlich lächerlich wenig für ein so großes Land, weniger als jemals Preußen allein aufbrachte. In Spanien sind damals höchstens noch 4000 Deutsche, 5000 Italiener verwendet worden, und die gesamte französische Streitmacht betrug dort Ende 1812 höchstens 150 000 Waffenfähige. Rechnet man nun, daß in Rußland noch etwa 80 000 annektierte Belgier, Rheindeutsche, Hanseaten, Piemontesen mitwirkten und im ganzen nur 115 000 Altfranzosen, so wird wohl niemand behaupten, daß man Frankreich große Blutopfer auferlegte! Dabei muß man nicht vergessen, daß Napoleon nur eine Handvoll Soldaten als „Depots" in den Garnisonorten zurückließ, weil sein Thron so fest im Herzen des Volkes wurzelte, daß er

keinerlei Überwachung nötig hatte.[1]) Nun besaß Frankreich mit Belgien und Piemont über 40 Millionen Einwohner, die später Annektierten und die Vasallen ebensoviel. Und doch hatte Napoleon bei höchster Anspannung seiner Macht im Juni 1812 sicher nie mehr als 750 000 Mann in Rußland und Spanien. Seine sonstige Streitmacht, die man damals als „Massenheer" auffaßte, überstieg an Zahl nur wenig frühere Armeen, 150—200 000. (Die Franzosen stellten zu Anfang des Siebenjährigen Krieges 160 000, die Österreicher im Herbst 1757 sicher 150 000 auf.) Einschließlich 80—90 000 Rheinbündler, 30 000 Italiener mag er 1809 etwa 300 000 alles in allem (Tiroler Kämpfe mitgerechnet) auf die Beine gebracht haben. Erst 1813 legte er Frankreich schwere Opfer auf und mag im ganzen 400 000 Konskribierte einberufen haben. Auch dies erscheint äußerst gering, da hierbei auch Piemonter, Rheinländer, Belgier inbegriffen, und man begreift schlechterdings nicht, wieso französische Statistiker von Entvölkerung Frankreichs durch Napoleons Kriege reden können. Denn selbst wenn 1813, Spanien inbegriffen, 500 000 Empire-Einwohner unter Waffen standen, so ist dies weniger, als Frankreich heut bei nicht einmal so großer Bevölkerungsziffer als Friedenspräsenzstärke aufstellt! Dieser Vergleich spricht Bände. Die deutschen Festungen enthielten zwar insgesamt noch etwa 150 000 Besatzungssoldaten, wovon aber sehr viele Nichtfranzosen und das Meiste Überreste des russischen Feldzugs. 1814 erwiesen sich Napoleons Streitmittel als schon ganz erschöpft, ein unbegreiflicher

[1]) Nur dies nie beachtete Phänomen, daß auch Paris fast gar keine Garnison behielt, erklärt den vorübergehenden Putsch von Mallet, dessen Ausgang das genaue Gegenteil dessen beweist, was Antibonapartisten herauslesen.

Vorgang in schreiendem Gegensatz zu Gambettas und der Pariser „Nationalverteidigung". Vollends 1815 kam es so weit, daß er nur 150 000 Feldsoldaten aufbringen konnte, obschon die Junge Garde aus lauter Freiwilligen der Bürgerkreise bestand.

Was beweist nun dies alles? Daß Napoleon das Prinzip der Wehrpflicht von Anfang bis Ende in äußerst beschränktem Maßstab handhabte, weil er es für unvereinbar mit einem gesunden Staatshaushalt und mit der freien Selbstbestimmung des arbeitenden Volkes erachtete. Sein Widerwille gegen ein abnormes Überwiegen des Militärelements bewog ihn zu dieser Enthaltsamkeit ebensosehr, wie die Rücksicht auf das unüberwindliche alte Vorurteil der Bürger und Bauern gegen alle Soldatenwirtschaft. Denn trotz alles Patriotismus und aller Gloiresättigung empfanden die Franzosen zuletzt den Kriegsdienst als lästige Fessel, wie aus vielen Dokumenten der Zeit hervorgeht.

Wenn also Napoleons Konskription keineswegs der heutigen allgemeinen Wehrpflicht glich und andererseits der Heeresgeist nichts mit dem sonstigen „stehenden" monarchischen Heere gemein hatte, so kommt noch etwas wesentliches in Betracht, das über die naive Vorstellung einer weltweiten eisernen Militärdiktatur und eines endlosen „stehenden" Feldlagers in allen Zonen neues Licht verbreitet. Ebensowenig wie allgemeine Wehrpflicht kannte Napoleon den üblichen vieljährigen Kasernendrill. Das Gerede über seine kriegserfahrenen Veteranentruppen sollte endlich schweigen. Das Heer von 1805 nannte er selbst das schönste, das er je befehligt habe, weil es größtenteils 2 Jahre Lagerdienst hinter sich hatte, also nicht mehr als heute jeder Deutsche nach H e r a b s e t z u n g der Dienstzeit! Und dies bezog sich nur auf

150 000 Mann, wovon der größte Teil aus Rekruten bestand. Entschieden wertvoller war das Heer von 1806, weil die Sieger von 1805 in deutschen Kantonnements bei den Adlern blieben, hier allein konnte von Kriegserprobten die Rede sein, und die Marschleistungen sind denn auch damals beispiellose gewesen. Aber nach den harten Verlusten von 1807 wurden viele Bestandteile der alten Armee nach Spanien versetzt, und 1809 umfaßte nur das Korps Davout „alte" Truppen.[1]) Alles übrige, die Hauptmasse, stellte sich einfach als Aushebungskontingent der letzten Zeit dar. Diese Quote betrug jährlich höchstens 80 000 Mann und nur in Kriegsnot berief Napoleon auf Senatsbeschluß (Reichstagskommission, also nicht etwa aus eigener Machtvollkommenheit) ein noch nicht fälliges Kontingent ein. Wie lange diese Rekruten gesetzmäßig dienen sollten, läßt sich deshalb nicht feststellen, weil die fortwährenden Kriege die sonstige Ordnung unterbrachen. Länger als ein Jahr sind aber selbst im Kriege Konskribierte schwerlich je bei der Fahne geblieben, wenn sie nicht selber weiter zu dienen verlangten. Wenn 1808 ein Teil der aktiven Korps, die 1807 fochten, nach Spanien abging, so wurden sie eben durch neues Rekrutenkontingent ablösend gefüllt. Nach 1809 sind außer dem stets ergänzten und in Deutschland als Okkupationsarmee verharrenden Korps Davout, das es sich in fetten Quartieren wohlgehen ließ und dessen Veteranen gar nicht Beurlaubung wünschten, wohl ziemlich alle entlassen worden. In Spanien bestanden nur Korps Victor, Divisionen Sebastiani und Girard teilweise aus Veteranen

[1]) Wenn Napoleon das sogenannte Grenadierkorps Oudinot als „Elite" aufspielte, so tat er es nur, um zu bluffen, es waren alles Rekruten. Ebenso die Gardetirailleurdivision, das große „Reservekorps" Massena und die Truppen des Vizekönigs.

von 1807. Wenn Ende 1810 bei Busacco schwerverwundete Gefangene geprahlt haben sollen, sie seien die Helden von Austerlitz und Jena, so kann sich dies nur auf Unteroffiziere und einige Veteranen vom 36. 69. ligne beziehen, die aber, wie alle andern Regimenter der Portugalarmee, 1809 gar nicht verwendet waren und daher zweifelllos aus frischen Rekruten der 1810-Quote sich zusammensetzten. Ganz irrig ist die Vorstellung, daß 1812 „kriegserfahrene" Kernmänner nach Rußland zogen, selbst das Elitekorps Davout bestand größtenteils aus eben eingestellten Rekruten, und ein Augenzeuge (Euler) staunte beim Durchzug der Franzosen durch Berlin, daß es lauter kleine blutjunge Bürschchen waren! Zu Friedenszeiten hatten die nicht in Spanien verwendeten Regimenter im „Depot" kaum Bataillonsstärke, selbst die Garde hatte viele Beurlaubte, obschon sie als unveränderter Kern „stehend" bleiben sollte. Aus dem allen ergibt sich wiederum, daß nicht nur an Quantität, sondern auch an Qualität, wie eben der Berufssimpel des „Drills" es auffaßt, Napoleon unendlich weniger von der Wehrpflicht heischte, als die seitherige Ausartung des Wehrprinzips, und in gewissem Sinne sogar weniger als das beschränkte Wehrsystem des Ancien Régime, das seine Gepreßten und Angeworbenen mindestens 10 Jahre in die Kaserne steckte. Sonst hätten die Franzosen, deren kriegerische Neigungen stets in seltsamem Widerstreit mit ihrer Erwerbs- und Genußsucht liegen, sich die ewigen Kriege nicht ohne Murren gefallen lassen bei ihrer unausrottbaren Lust zu Widersetzlichkeit und Empörung. Es zeigt aber die wahre Stimmung des Landes, das seufzend Napoleons Kämpfe auf sich nahm, aus Dankbarkeit für die sonstigen Segnungen seiner Regierung, daß die ungeheure Niederlage von 1812 keineswegs das Volk gegen Napoleon aufbrachte, sondern sofort eine viel

größere Konskription als je zuvor für 1813 bewilligt wurde, sogar die Nationalgarden (Landsturm) sich für aktiven Dienst zur Verfügung stellten und die durch Loskauf ganz vom Dienst befreite höhere Bourgeoisie freiwillig vier Reiterregimenter Ehrengarden formierte, die bei Leipzig, Hanau, Rheims sich auszeichneten.

Nur 1805 und 1806 kann also von vorheriger Ausbildung der Feldtruppen die Rede sein, schon im Frühjahr 1807 nach den großen Verlusten kamen die Verstärkungsmassen sämtlich ohne jeden „Drill" ins Feuer, darunter die Pariser Nationalgarde. Fortan wiederholte sich das stets, und das Heer von 1813, während sonst wohl viertel- oder halbjähriger Drill voranging, bestand aus Rekruten, die durchschnittlich kaum ein Monat Dienst vorbereitete. Daß dies wörtlich zu verstehen ist, zeigte sich 1814 noch mehr, wo ein braver Rekrut des noch am besten formierten Korps Marmont auf die Frage des Marschalls, warum er nicht feuere, antwortete: „Ich möchte schon, aber ich weiß nicht recht, wie man ladet!" Es sind also die napoleonischen Legionen ganz einfach, wie die des republikanischen Rom, als Milizen aufzufassen, als ein Volksaufgebot fast in gleichem Sinne wie die Revolutionsheere 1792—96. Dieser Milizcharakter verrät sich auch in der für Kommißmilitärs unfaßbaren Auffassung der Disziplin. Bismarck begrüßte einmal die Entdeckung, die er aus einem Dokument erfahren haben will, daß die Französische Armee noch 1806 Stockprügel gekannt habe. Das muß auf völligem Irrtum oder Aufbauschung eines besonderen Vorfalles beruhen, wo ausnahmsweise eine entehrende Strafe eintrat. Im allgemeinen kannte man nur Degradation, Arrest und Erschießung, letzteres wegen direkter Gehorsamsverweigerung vor dem Feinde, Bedrohung von Offizieren

und Ausschweifungsexzessen, aber niemals den Galgen, wie in anderen Heeren.

Dagegen pflegte man das Ehrgefühl in höchstem Maße, körperliche Mißhandlung wurde aufs strengste geahndet, Schimpfworte waren verboten, ein beleidigender Offizier mußte einem Gemeinen Abbitte leisten, wovon Brandts Memoiren eine ergötzliche Probe bieten. Wenn der Kaiser einem Regiment eine Strafpredigt hielt, wie Augereaus 16. Leichten wegen Plünderungssucht oder dem 4. wegen Adlerverlust, so unterschied sich das himmelweit von der barschen Standpauke, mit der ein preußischer General seine „Kerls“ regalieren würde. Selbst der Ton in einem heftigen Tagesbefehl Soults 1806, worin er unnachsichtliche Züchtigung für Räuberei in Aussicht stellt, klingt ganz anders, als man dies in stehenden Heeren gewohnt ist. Überall wird nämlich gleichsam die Würde des Citoyen Français gewahrt, der Führer mahnt die Leute mit väterlicher Strenge an ihre Pflicht. Während anderswo nur Fuchteln und Spießrutenlaufen, bei den Engländern die Knute, die Mannschaft in Zucht hielten, d. h. in Wahrheit sie demoralisierten und mit Haß gegen ihre Vorgesetzten erfüllten, ließ die französische Disziplin nur selten etwas zu wünschen übrig, allen historischen Verleumdungen zum Trotz, wie auch Lettow-Vorbeck für 1806 zugibt. Während 1805 und 1807 die Russen in Freundesland wie Vandalen hausten, ist von den Franzosen 1805 nur ein Staatsmagazin in Stockerau geplündert und die maßlos von der Fama übertriebenen Exzesse im erstürmten Lübeck sind sofort unterdrückt worden, wie selbst der immer antibonapartistisch pessimistelnde St. Chamans (Soults Adjutant) bestätigt. Die Verleumdung eines österreichischen Berichts von 1809: „Geplünderte Häuser, mißhandelte Männer, geschändete

Frauen, bezeichneten mehr oder minder den Zug jedes französischen Truppenkorps" wird in Chélards „Les Armées Françaises jugées par les habitants de l'Autriche" dokumentär widerlegt. Leider dürfte dies wohl Verwechselung mit den Bayern sein, die in Tyrol namenlose Greuel verübten, wie denn alle deutschen und russischen Berichte darin übereinstimmen, die Nichtfranzosen und besonders die Rheinbündler hätten sich überall schändlich, die Franzosen im ganzen anständig benommen. Wir müssen sogar die wenig bekannte Tatsache hinzufügen, daß Ney im Juni 1812 dringend bat, ihn der Württemberger zu entledigen, die Insterburg plünderten und so ihre französischen Waffenbrüder entehrten; sogar zwei deutsche Generäle steckte er deshalb in Arrest. Wenn in Spanien anfangs Lefebvres Truppen bei Bilbao plünderten (laut Grolman und Hergenhahn) und dem autoritätslosen Marschall sogar seine Nachtmütze stahlen, so herrschte nachher, besonders in Soults und Suchets Befehlsreich, gradezu wundersame Manneszucht. In den besetzten Gebieten gingen die Einwohner wie im tiefsten Frieden ihren Geschäften nach, Administration und Justiz funktionierten in Spanien wie nie zuvor, sexuelle Frivolitäten wurden ohne weiteres mit Erschießung bestraft, die Gefangenenmassen meist so gutmütig-nachsichtig behandelt, daß sie mit Eidbruch fast alle wieder entwischten. Im erstürmten Saragossa fiel nicht eine einzige Ausschreitung vor, dagegen linderte man die Not der Einwohner und Hospitäler nach Möglichkeit. (Vgl. Brandt, Rocca, St. Chamans, Parquin und andere Memoiren, vgl. auch Napier.) Wo Blutbäder angerichtet wurden wie in Tarragona und Oporto, geschah es unter äußerstem Rachedurst für die schamlose Grausamkeit der Spanier gegen wehrlose Gefangene und Verwundete. Trotzdem nahm man

in Saragossa, wo man Gleiches vor Augen hatte, keine Repressalien und die Erstürmer von Oporto retteten nachher mit Lebensgefahr die im Douro ertrinkenden Fliehenden. Selbst jene Anfangsexzesse beim Korps Lefebvre erklären sich durch die gerechte Erbitterung über die Kapitulation von Beylen und deren Bruch durch die entmenschten Feinde. Napoleon überwachte Erpressungsversuche seiner Generäle derart, daß er Belliard und Lariboisière sofort aus Spanien abberief, weil sie übermäßige „Tafelgelder" von den Einwohnern verlangten. Ein Dekret regelte genau, wieviel jeder Offizier vom Divisionär bis zum Leutnant herunter als Kontribution für sich verlangen dürfe, bei Strafe sofortiger Dienstentsetzung. Die Deutschen haben bei aller sonstigen Ordentlichkeit 1870 viel ärger „requiriert" und die Schandtaten der bourbonischen Soldateska in der Pfalz, in Holland, in Westfalen wiederholten sich in Spanien nur auf englischer Seite, trotz unaufhörlicher Reizung der Franzosen durch die Guerillagreuel. Daß Massena ausnahmsweise beim Rückzug aus Portugal das Land verwüstete und allen Leidenschaften seiner wütenden Soldaten den Zügel schießen ließ, entsprach seinem besonderen Banditencharakter, aber auch begreiflicher Rachsucht für Wellingtons vorherige systematische Zerstörung aller Subsistenzmittel. (Vgl. auch eine von uns gefundene Quelle, Buch eines französischen Stabsarztes.) Aber bezeichnenderweise führte Massena sofort nach Überschreiten der spanischen Grenze volle Mannszucht ein, bezahlte alles, während Briten und Portugiesen sofort den Grenzort Fuentes ausplünderten. Ein Brief Wellingtons stellt den „Konskribierten", wie er bezeichnenderweise die französischen Truppen nennt — es sind ihm also stets nur junge Rekruten vor Augen gekommen —, ein glänzendes Zeugnis als „an-

ständig, höflich, oft gebildet" aus und seine eigenen Truppen dazu in beschämenden Gegensatz.

Kurzum, das Prinzip des Volksheeres bewährte sich unter Napoleon auch in moralischer Hinsicht. Das Milizartige, d. h. das Selbstbestimmungsrecht des Soldaten als Bürger, wird aber auch darin klar, daß alle Ehrerbietung vor dem großen Manne, wobei „der Kaiser" eben nur ein Titel blieb, nicht freimütige Aussprache ihres Unmuts bei den Mannschaften hinderte. Beim Überschreiten des Guadaramagebirges meuterte (Gonnevilles Memoiren) beinahe Division Lapisse wegen unerhörter Anstrengungen und selbst die alte Garde mußte durch Zornausbruch ihres Imperators zur Pflichterfüllung angehalten werden. Nach Eylau riefen Soldaten ihm zu: „Sie müssen einen tüchtigen Sparren im Kopf haben, Sire, uns hier im Dreck herumzuführen", nach Aspern gab es Rufe: „Hast du genug, Kleiner Korporal?" und er selbst bekannte einmal: es sei unmöglich, Franzosen lange im Ausland zu verwenden, sie wollten immer heimkehren, „Frankreich ist zu schön!" Man stelle sich einen anderen Monarchen oder General monarchischer Staaten vor, der auf solche Privatstimmung der „Gemeinen" Rücksicht nimmt, der ihnen solche Äußerungen erlaubt!

Indem wir den berühmtesten angeblichen Militarismus der Vergangenheit derart unter die Lupe nahmen, stellten wir fest, daß der größte Kriegsmeister in der größten Kriegsära aller Zeiten weder ein stehendes Heer im heutigen Sinne besaß, noch die Wehrpflicht in erdrückender und tyrannischer Weise ausbeutete, wie auch die Steuerlast — ebenso wie unter Friedrich dem Großen im Siebenjährigen Krieg — unendlich geringer war, als im heutigen paradiesischen Zustand bewaffneten Friedens. Diese Feststellung ergänzen wir nun durch Nachweis,

wie die alten Monarchien sich teilweise die allgemeine Wehrpflicht aneigneten, nämlich derart, wie die Revolution und das Empire es nie gewollt. Rußland brachte 1805, 1807 höchstens 150 000 Streiter auf, 1812 anfangs nur 240 000, wozu später noch etwa 160 000 stießen, gewiß wenig für einen Nationalkrieg, wobei sämtliche „Milizen" des Landsturmes mit aufgeboten wurden. Österreich vermochte bei ungefähr gleicher damaliger Bevölkerungsziffer (Rußland 25 Millionen) ungleich mehr. 1796 raffte es sich zu 120 000 in Deutschland und nacheinander 100 000 in Italien auf, 1799 und 1800 zu mindestens 150 000, 1805 desgleichen, 1809 aber zu 300 000 Mann Feldtruppen erster Linie und 200 000 Reserven, im ganzen angeblich 700 000 bewaffnend. Dies ermöglichten Erzherzog Karl und Minister Stadion durch Einführung einer liberalen Strömung zum Zwecke der Volksbewaffnung. Hier wurden sogenannte „Reservemannschaften" nach kurzem Drill eingereiht, außerdem zahlreiche Landwehrbataillone errichtet, ungarische irreguläre Milizreiterei hinzugenommen. Als Ergebnis bekam man zuvörderst den Wert der Zahl, der Masse. Diese, auch mit gewaltiger Artillerie ausgestattet, bröckelte zwar sogleich durch des Schlachtendonnerers Regensburger Schläge arg ab, blieb jedoch so stark, daß man bei Aspern bedeutende Übermacht, bei Wagram gleiche (wäre Erzherzog Johann angelangt, sogar überlegene) Kräfte hatte.

Das sonstige Ergebnis dieser relativ größten bisherigen Rüstungsleistung seit Erschaffung der Welt, ungleich größer als irgendeine der Revolution und des Empire, war auch erstaunlich. Die Österreicher hatten sich bisher stets brav, aber nur äußerst selten (an der Trebbia und bei Novi) hervorragend geschlagen und der Feldzugsanfang sah so aus, als sei das neue Volksheer „Kanaille", wie Napoleon es brutal schimpfte. Was von Landwehr oder noch eben eingestellten

Reservemannschaften anwesend, noch sehr wenig, riß aus, aber die regulären Kasernentruppen schlugen sich nicht viel besser, wie das lächerliche Mißverhältnis ihrer zahllosen Gefangenen und Vermißten zu Toten und Verwundeten lehrt. Nur einzelne Regimenter, besonders die Kavallerie, hielten die Waffenehre aufrecht, sonst flohen selbst die Grenadiere in Panik. Sobald aber der mit froher Hoffnung begonnene und schon so unglücklich verlaufene Feldzug sich aufs Wiener Gebiet hinüberspielte, entfaltete dieses Volksheer einen patriotischen Schwung, wie nie zuvor. Dies fiel genau mit dem Hinzuströmen der Landwehren und Reservemannschaften zusammen. Bei Ebelsberg hielten die Linientruppen sich recht schlecht, dagegen die Wiener Freiwilligenbataillone glänzend, bei Verteidigung Wiens wiederholte sich das gleiche, bei Aspern zeichneten die Wiener und die Landwehrlegion Karl sich aus, und dort betätigten sämtliche Truppen einen grimmigen Mut, wie man ihn seit Kolin und Hochkirch im österreichischen Heere nicht kannte. Trotz unleugbarer taktischer Überlegenheit der französischen Fechtweise und ebenbürtiger Bravour bedurfte es des ganzen Genie-Übergewichts der Leitung bei Wagram, um dieser begeisterten Vaterlandsverteidiger Herr zu werden. Bei Raab tat sogar die Steiermärker Landwehr das Beste, so daß Vizekönig Eugen dort naiv „les meilleures troupes de l'ennemi“ vermutete.

Verbunden mit der bezaubernden Erscheinung des Tiroler Landsturms, der in regelrechten Schlachten Sieger blieb und bis zum endlichen Untergang noch bedeutende Erfolge erzielte, machte Österreichs Beispiel so viel Eindruck, daß Gneisenaus Denkschrift 1811 ausdrücklich „die tapferen österreichischen Milizen“ dem Preußenkönig als Vorbild

empfahl. Dieser nahm solch demokratische Regungen zwar ungnädig auf, erkannte aber die Richtigkeit von Scharnhorsts Vorschlägen, und so entstand das Volksheer von 1813, quantitativ noch stärker als das österreichische, wenn prozentual gemessen. Doch wenn im Drange äußerster Not 250 000 von 5 Millionen Einwohnern ins Feld rückten, heut dagegen 5 Millionen Deutsche von 65 im Ernstfall verwendbar wären, so tritt prozentualer Gegensatz von Einst und Jetzt erst recht vor Augen, wenn wir bedenken, daß diese Millionen alle zweijährige oder längere Dienstzeit genossen, die Preußen der Befreiungskriege aber nur bei einem Sechstel (40 000) der Streiterzahl. Etwa 50 000 waren Reserve, „Krümper", d. h. gingen nach Scharnhorsts System durch eine kurze Vorübung hindurch, über die Hälfte bestand aus Landsturm, was man „Landwehr" nannte, nämlich nicht im heutigen Sinne als altgediente einstige Wehrpflichtige, sondern als völlig ungeübte Neulinge, nicht mal Miliz im Schweizer Sinne, sondern reines Volksaufgebot. Wir sahen freilich, daß das französische Heer von 1813 mit seinen mobilisierten Nationalgarden und frisch von Pflug und Werkstatt herkommenden Rekruten auch nicht anders aussah, wie es denn nur belustigen kann, wenn man 1814 die Nationalgarden Gérards und Pacthods besonders belobigend von den „Linientruppen" unterscheidet. Denn letztere hatten nur gleichmäßige Uniformierung vor ersteren voraus, nicht aber längeren Drill! Nur die Offiziere waren fast durchweg Berufsmilitärs, während bei der preußischen Landwehr Zivilbeamte als Bataillons- und Regimentschefs fungierten. Denn eine unverhältnismäßig große Menge von verabschiedeten Offizieren wie heute hätte man damals nicht durch Pensionen ernähren können und auch hierin hat der heutige Militarismus jeden Rekord geschlagen.

Während Österreich nach dem kurzen liberalen Aufschwung wieder ins reaktionäre alte System zurückfiel und nur als Gewinn für die Staatsgewalt die höhere Aushebungsquote beibehielt, bewährte sich das preußische Volksheer glänzend, und zwar besonders die verachtete Landwehr. Die Junkeroffiziere taten zwar ihr Möglichstes, diese Miliz zu verhöhnen und herabsuzetzen oder ihre Ruhmesanrechte zu verkürzen, so daß eine Kabinettsordre noch 1815 scharf rügen mußte, Linien und Landwehr seien gleich brav und ebenbürtig, militaristische Bevorzugungen der Linie daher zurückzuweisen. Die Tatsachen sprachen zu laut, und die Landwehr wurde so gefeiert und volkstümlich, daß liberale Reorganisatoren, wie Boyen, als Kriegsminister sie geradezu verhätschelten. Auch Gneisenau, Blücher, Bülow waren für sie eingenommen. Aber natürlich blieb eine so demokratische Wehrverfassung den Junkern und Berufsmilitärs ein Dorn im Auge und nicht mit Unrecht. Denn unwillkürlich bildete sich ein „Liberalismus heraus, in dessen Atmosphäre es den Herrschenden immer schwüler wurde, und die Landwehr galt gleichsam als bewaffnete Macht der „Demagogen", deren Einfluß sich bis in höchste Armeespitzen erstreckte. Des liberalen Bauernsohns Scharnhorst, des Landwehrschöpfers, hatte der Tod die Militärkaste entledigt, aber Gneisenau, Grolmann und Boyen pflegten nach wie vor das Wehrpflichtprinzip im richtigen Sinne als Vollmacht des Volkswillens, Blücher beschied Kastenversuche zur Schmälerung der Landwehr höchst ungnädig. Zu Beginn des Feldzugs hatte er die Parole „Mit Gott für König und Vaterland" sogleich schändlich verhunzt, indem er für „König" das verpönte Wort „Freiheit" einschmuggelte. Und er meinte es mit seinem „Für Freiheit und Vaterland" bitter ernst, da er zuvor an

Scharnhorst schrieb: „Wenn die Fürsten nicht mitdtun wollen, müssen sie alle mit dem Bonaparte hinausgejaget werden." Als der König zögerte, sich von Frankreich loszusagen, erwogen diese Demagogengenerale ernstlich seine Absetzung. Der König selbst aber, ein hochehrenwerter vornehmer Charakter, der auch aufs bravste die Heldentaten seiner Truppen teilte, schien trotz des gedeihlichen Einflusses der Metternichtigkeit schon auch innerlich mit demokratischem Öle gesalbt. Denn als auf dem Leipziger Schlachtfeld ein altadeliger Major, den er nach Verbleib seiner Söhne fragte, loyal erwiderte: „Sind alle für Ew. Majestät gefallen," rief der treffliche Fürst, entsetzt abwehrend: „Nicht für mich! Wer das annehmen könnte! Für das Vaterland!"

Man verweile nachsinnend bei solcher Denkweise eines Königs vor 100 Jahren und prüfe jene Denkart, die im heutigen Offizierkorps allgemein herrscht und gezüchtet wird. Jeder heutige Kriegsminister spricht unverfroren im Reichstag aus, daß der Offizier nicht dem Staat und der Verfassung, sondern dem obersten Kriegsherrn untertänig sei, der logischerweise seine Offiziere auch gegen das eigene Volk und Vaterland hetzen dürfte. Für den Offizier seien König und Vaterland untrennbar? Gewiß, das sollte auch so sein, solang eben der König eins ist mit seinem Volk und Vaterland. Doch wir hörten ja oben aus berufenstem Munde, daß der gekrönte Hohenzoller der Befreiungskriege, eingedenk der Worte des großen Ahnen, der König sei nur der erste Diener des Staates, ausdrücklich das Vaterland über den König stellte! Brauchen wir weiter Zeugnis für die Logik, auf die wir hinsteuern, daß das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht seinem innersten Wesen nach demokratischen Geist atmet, daß das Volksheer der Befreiungskriege ganz von selber die Volkssouveränität, d. h.

den Anteil des Volkes an Leitung des Staates zur Erscheinung brachte, daß also jede Abirrung von dieser Tendenz bei gleichem Wehrsystem einer Fälschung gleichkommt, daß aber das heutige Heer der noch sehr viel allgemeineren Wehrpflicht umgekehrt reaktionärer und volksfeindlicher auftritt, als je ein Söldnerheer des Ancien Régime? Wie ist dieses Kunststück zustande gekommen?

Obschon jedes Fürstenwort, das bekanntlich heilig sein soll, den opferwilligen Völkern gebrochen und statt der feierlich verheißenen Verfassung die heilige Allianz der finstersten Reaktion — „finstersten" im Vergleich zum Vorher, nicht zum Nachher und Heut, wo sie in Anbetracht der sonstigen allgemeinen Entwickelung verhältnismäßig noch schwärzer als je zuvor in Deutschland regiert — als Gnadengeschenk gespendet wurde, blieb die Stimmung in Preußen noch lange durchaus demokratisch. An einem Fürstenwort soll man nicht drehen und deuteln, d. h. Fürsten, nur Gott verantwortlich, brauchen dem Volk kein Versprechen zu halten, wie ja schon Karl I. wußte. Doch der nicht verrohende, sondern veredelnde Einfluß des Kriegszustandes, so himmelweit vom Kasernengetriebe verschieden, machte das siegreiche Volksheer nicht zu einer Pflanzschule gewerbsmäßiger Troupiers, sondern freiheitlicher Gesinnung. Der Landwehrheld Regierungsrat Friccius, nachher von den Militaristen schamlos als „eitler Streber" verschrien, legte sofort seine Stelle als Generalauditeur nieder, als Demagogenriechereien ihn in Konflikt mit seiner Überzeugung brachten, und seine Räte erklärten sich mit ihm solidarisch.

Stein und Hardenberg arbeiten im Zivilen mit den Begünstigern des Volksheeres in der Armee Hand in Hand. Deshalb klagt der schon erwähnte Brief des Prinzen Wilhelm:

habe man dazu die Revolution in Napoleon niedergeschlagen, damit man am eigenen Herd den krassesten Jakobinismus pflege? Der redliche ehrenhafte Sinn des Königs widerstand zwar lange der Pression des Zaren und Metternichs, denn so wenig ihm selbst Landwehr und Volksrechte behagten, vergaß er doch nicht die Opferwilligkeit des Volkes, das Preußen aus eigener Kraft wiedererrichtet und den Hohenzollern ihren alten Besitz in sogar verbesserter Auflage zurückerstattet hatte. Doch endlich wurden Metternichs Noten drohend. Der „gute Koaser Franzl", einer der widerlichsten Tyrannen, die je gelebt, hatte die Tiroler Freiheitskämpfer mit wahrer Wollust verraten, wofür ein Brief der Kaiserin noch während des hingebenden Heldenringens der Tiroler Kindsköpfe herrlich zeugt: man solle doch ja nicht solche Rebellen unterstützen, die unter dem Vorwand sogenannter Vaterlandsliebe bloß die schuldige Untertänigkeit vor dem Monarchen untergruben! Erzherzog Karl, der humane Feind jedes Kastenmilitarismus, Erzherzog Johann, der Volksfreund, verschwanden lange von der Bildfläche, mit ihnen alle Errungenschaften von 1809. Doch nein, eine nicht: die mit Berufung auf Vaterlandsliebe und liberale Reformen dem Volke damals zugemutete viel höhere Aushebungsquote blieb einfach bestehen, aufs „stehende" Heer übertragen. Die Landwehr verschwand, die „Reservemannschaft" aber hielt man widerrechtlich bei der Fahne fest und stellte sie möglichst dauernd ein.

So kam es, daß Österreich trotz aller Verluste 1815 volle 360 000 Mann (Talleyrands Memoiren) unter Waffen hatte, viel mehr als irgend ein anderer Staat, und zwar mit dem rein dynastischen und volksfeindlichen Zweck, die von den preußischen Demagogen — so nannte man auch Blücher-

Gneisenau — erstrebte Einheit Deutschlands und ein Erstarken des preußischen jetzt so ultra-liberalen Staates zu verhindern. „Der König von Sachsen muß halt sein Land wieder haben oder ich schieß'", schloß der einstige deutsche Kaiser Franz das Bekenntnis seiner deutschfeindlichen schönen Seele. Dies war das größte stehende Heer, das je, geschweige denn in einem einzigen noch ziemlich schwachbevölkerten Staate, auf Erden erschien, und eine seltsame Nemesis wollte, daß diese riesige Polizei-Armee zur Aufrechthaltung des tyrannischen Schlendrian 1848/49 nicht genügte, die Revolution niederzuschlagen, so daß man Russenhülfe anrufen mußte. Jedenfalls hatte man aber dieses verstärkte Wehrsystem lediglich durch hinterlistig widerrechtliche Ausbeutung der demokratisch gemeinten erweiterten Wehrpflicht erreicht, was selbst die Bourbonische Restauration in Frankreich nicht wagte und übrigens damit auch nicht viel erreicht hätte[1]). Denn zu tief wurzelten dort die Traditionen der Revolution und des Empire im Heere, als daß man selbst alten Kasernentruppen Attentate gegen das Volk dauernd hätte zumuten können: die Julirevolution bewies das zur Genüge. Gleichwohl führten auch Louis Philipp und Napoleon III. das napoleonische Konskriptionssystem, d. h. die beschränkte allgemeine Wehrpflicht, selbst unvollkommen nicht wieder ein. Nur eine geringe Aushebungsquote, ganz wie im Ancien Régime, blieb bestehen, und in

[1]) 12. Kap. der bourbonischen Charte (Verfassung): „Die Konskription ist aufgehoben." 1818 erneuerte das Gesetz Gouvion St. Cyr eine halbe Konskription, bei der das Los entschied. Außerdem gab es den Loskauf für 2300 Francs, welche gleiche Summe an diejenigen verabfolgt wurde, die nach Ablauf der Dienstzeit weiterdienen wollten als Unteroffiziere.

den Algerischen Kriegen bildete sich sogar eine Soldateska alten Stils heraus, d. h. Berufslandsknechte, besonders unter den Namen Zuaven und Turkos. In letzteren tauchten die überall verschwundenen Sold-F r e m d truppen wieder auf, ein Hohn auf das neue Wehrsystem, wonach nur der Bürger des eigenen Volkes waffenberechtigt ist.

Nur in Preußen blieb die Scharnhorstsche Reform bestehen trotz aller Anfeindungen des Militarismus. Als der König endlich dem Drängen aus Petersburg und Wien nachgab, und die Demagogenhetze begann, wobei wohlverstanden auch die königtreusten Altpreußen wie Arndt und Jahn als Großdeutsche geächtet wurden, wagte man doch nicht, die Landwehr aufzuheben. Daß hierin eine gewisse Inkonsequenz lag, läßt sich nicht bestreiten. Denn 1848 und während der späteren Konfliktszeit zeigte sich allerdings deutlich, daß die Junker ganz Recht hatten, in der Landwehr einen antireaktionären Demokratenhort zu wittern. Grade weil aber das Waffenrecht des Bürgers aufs innigste mit den allgemeinen Bürgerrechten zusammmenhängt, versagte die Landwehr, die sich im Befreiungskrieg so glorreich bewährt hatte, tatsächlich jetzt auch militärisch, weil ihr Geist sich im Widerspruch zur auferstandenen Reaktion des einst überwundenen Polizei- und Bureaukratenstaats befand. Mag auch militaristisches Vorurteil die Wahrheit übersehen haben, daß ein Volksaufgebot nur im Kriege selber seine besonderen Vorzüge eines überlegenen moralischen Faktors zeigen kann, so daß äußere Drill-Unzulänglichkeit bei Friedensübungen gar keinen richtigen Maßstab gibt, so gestehen wir doch gerne zu, daß eine w i d e r w i l l i g e Landwehr, die ihren eigenen Staat haßt, eine sehr schwache Heeresstütze sein würde.

Daß Preußen vor Dänemark und bei der Olmützer Schmach vor Österreich kleinmütig kapitulieren mußte, hing unstreitig mit der mangelhaften Beschaffenheit seiner zur Hälfte aus Landwehr bestehenden Wehrmacht zusammen — eben weil diese damalige Landwehr eine unsichere und politisch unzuverlässige Haltung einnahm und wenig Lust zeigte, nochmals ihre Haut für diesen Reaktionsstaat zu Markte zu tragen. Die Armeereform Wilhelms I., wesentlich von ihm selbst angeregt und von Roon gewandt durchgeführt, erscheint daher unbedingt nötig als eine weltgeschichtliche Großtat, um Preußens Absichten auf Vorherrschaft in Deutschland und Einigung der Nation durchzusetzen.

Es muß hier aufs wärmste betont werden, daß nicht Bismarck, ursprünglich ganz uckermärkischer Grande, sondern der bewunderswerte Hohenzoller es gewesen ist, der schon seit der Jugend großdeutschen Patriotismus im Busen trug. Die nämliche Geschichtsfälschung, welche den kreuzbraven, grundverständigen, von Natur durchaus antifeudalen Friedrich Wilhelm III. verunglimpfte[1]), brachte es fertig, Wilhelms hohe Bedeutung zu unterdrücken. Zuerst diente er als Sündenbock, angeblicher Vertreter aller reaktionären Bestrebungen, während grade er umgekehrt seinem Bruder durch erzliberale Gesinnung (für die englische Verfassung schwärmend, russische Autokratie verpönend, wie sein Briefwechsel mit Major v. Orlich beweist) verdächtig wurde. Später aber

[1]) Selbst über seinen geistreich konfusen Nachfolger teilen wir Treitschkes herbes Urteil nicht. Auch dieser Hohenzoller war wenigstens durchaus wohlmeinend und schon sein hoher Bildungsstand hob ihn ganz aus der Reihe seiner Thronkollegen heraus. Sein mystisches Gottesgnadentum darf man beileibe nicht mit bourbonisch-welfisch-habsburgisch-zarischem Wesen verwechseln.

hat man allen Ruhm auf Bismarck gehäuft, als habe dieser die deutsche Einheit von Anbeginn erstrebt, während er bis 1866 ein Stockpreuße blieb. Grade Wilhelm I. war eine durchaus idealistische, von edelstem Deutschtum erfüllte Natur, an der trotz seiner Empörung über den „Jakobinismus" und fester Überzeugung vom Königsrecht das reinigende Gewitter seiner Jugendjahre keineswegs ohne Einfluß vorüberstrich. Lange ehe er Bismarck und Moltke entdeckte, geradeso wie Roon, Blumenthal und andere, verfolgte er das Ideal, durch ein starkes Preußen, in dem König und Volk einig, ein zweites Deutschland zu schaffen, das sich jedes französischen und russischen Protektorats entledigen könne. Sein anfängliches Widerstreben, die deutsche Kaiserkrone anzunehmen, mißversteht man sehr, die psychologischen Gründe sind leicht verständlich, übrigens hat Bismarck hierbei nur dem Drängen des Kronprinzen und des Königs von Bayern nachgegeben, sowie der realen Stimmung der Nation, während ihm ein angebliches Hinstreben nach diesem Ziel von Anbeginn so fern wie möglich lag.

Daß die ganz neue und nie dagewesene Auslegung der allgemeinen Wehrpflicht, nicht als Landwehrmiliz, sondern als Kasernenerziehung der gesamten Volkheit im Rahmen einer ständigen regulären Armee, auf Stärkung der Königsgewalt hinauslaufen könne, erkannte die damals im Verfassungsleben majorisierende Fortschrittspartei bei ihrer Steuerverweigerung ganz triftig. Doch es zeigte sich sofort, daß diese gewaltsame Neuerung genau so wie Scharnhorsts Reform einfach naturgemäß dem Zwange ungewöhnlicher Zeitläufte entsprang und keineswegs mit dem wahren Willen der Nation in Widerspruch stand. Revolutionäre wie Lassalle — wir könnten noch andere nennen, die ursprünglich ganz demo-

kratisch dachten — stellten sich aus großpatriotischen Gründen auf Seite Bismarcks gegen die Fortschrittspartei bezüglich der geplanten Initiative „mit Blut und Eisen". Die sofortige Lösung der Schleswig-Holsteiner Frage mit Waffengewalt, die glanzvolle Bewährung des neuen Heeres in diesem Kampfe, überzeugte schon viele Widerwillige, daß das Königstum durchaus volkstümliche Zwecke verfolge, d. h. politische Ideale, die grade in demokratischen, keineswegs in reaktionären Kreisen lebten.[1]) Das kleinliche Nörgeln gegen den „Bruderkrieg" mit Österreich machte großer Begeisterung Platz, als man plötzlich erkannte, wo das hinaus wolle, und die ersehnte Einheit greifbare Formen annahm. Doch es verdient Betonung, daß die Truppen tatsächlich anfangs mißmutig und traurig in den Kampf zogen, bis blitzschnelle ungeheure Erfolge den altpreußischen Waffenstolz weckten, und das Volksheer also damals noch ganz seinen Namen ausprägte. Dann erst, als alle Schichten begriffen — das Bildungselement des „Einjährig-Freiwilligen" bewährte sich hierfür als Sauerteig —, der König führe diese Einheitskriege ganz nach dem Willen der Nation, trat jene Einheit von König, Volk und Heer ein, welche die vermeintliche Beleidigung des greisen Königs in Ems als persönliche Beleidigung jedes Deutschen empfand und das begeisterte Ausrücken eines „Volks in Waffen" zur Erfechtung seines letzten politischen Ideals ermöglichte.

---

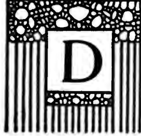
[1]) Hatte doch Bismarck als Wortführer der Junker früher geäußert: man müsse die Holsteiner Rebellen zur Pflicht gegen ihren angestammten Dänenkönig zurückführen! Äußert sich doch Moltke in Briefen an seine Frau ähnlich. Nur bei König Wilhelm suchte man vergebens nach solchen undeutschen feudalpreußischen Gesinnungen. Doch das alles ist vergessen worden.

Wenn sich also nicht leugnen läßt, daß die preußische Monarchie das demokratische Prinzip der Wehrpflicht in einer Weise ummünzte, die einen autokratischen Stempel trug, also einer überlistenden Täuschung glich, so darf man hier noch keinesweges von Falschmünzerei reden. Vor den Befreiungskriegen versprach die Monarchie als Preis der Abschüttelung des Fremdjochs die Verfassung und löste dieses Versprechen nur sehr beschränkt durch sonstige liberale Reformen ein. Vor den Einheitskriegen versprach sie die Einheit, und dies hat sie in vollem Maße gehalten. Somit ist das Volksheer nicht mißbraucht, sondern, wie seinem Wesen entspricht, ganz im Sinne der Volkheit verwendet worden. Unter solchen Umständen darf man die Einheitskriege einen Sieg der Demokratie, da ihr Drängen von unten auf seit 50 Jahren den Nationalwillen bestimmte, auf vernünftiger monarchischer Basis nennen. Von einem Überwuchern des wirklichen Militarismus, trotzdem jetzt das Soldatische wie nie zuvor in einem Kulturland ins Leben jedes einzelnen einschnitt, kann daher damals keine Rede sein. Man muß als Knabe diese Zeit miterlebt haben, um zu wissen, wie gänzlich die damalige Grundstimmung, auch in Offizierskreisen, von der heutigen byzantinisch-feudalen verschieden war. Mit Ausnahme unkurierbarer Feudalherren dachte niemand mehr an innere politische Spaltungen, nicht die Prärogativen der Krone, sondern die der ganzen deutschen Nation schwebten als Leitziel vor. Der König war über Nacht populär geworden, wie kein Hohenzoller seit dem Alten Fritz, weil man in ihm den Vollstrecker des Nationalwillens sah.

Seither haben alle Festlandstaaten das System des „Volksheers“ angenommen, in Frankreich sogar im Übermaß nachgeahmt. Mit welchem Ergebnis, werden wir sehen. Doch

nirgendwo hat man das Grundwesen der noch mehr gesteigerten Wehrpflicht, also der schwersten Opfer, die je eine Nation trug, so gefälscht und auf den Kopf gestellt wie seither in Deutschland. Dies zu ermessen, bedarf es eines Blicks auf den Offiziersgeist der verschiedenen Länder.

Die Offizierkorps der Großstaaten und der Adel



AS OFFIZIERKORPS der Römer und Griechen unterscheidet sich schon dadurch vom modernen, daß bei ihm die unbedingte Hingabe an Dynasten ganz wegfiel. Alexander wurde nicht als König, sondern als Held und Feldherr ein Idol. Zäsar desgleichen. Unter den Zäsaren kannten die Legionen keine blinde Anhänglichkeit an den „Göttlichen", wie sich bei so vielen Entthronungen zeigte. Bis zuletzt focht der Römer für das heilige Rom, nur nominell für den Zäsar. Noch unter dem Eroberer Galliens finden wir als beherrschendes Gefühl seiner Offiziere den Stolz auf Roms Größe. Hauptleute und Majore weihen sich, wenn ihre Leute wanken, nach altem Brauch den unterirdischen Göttern und sterben als Winkelriede, damit der Feind nie sehe, daß Römer weichen können. Im Mittelalter gilt den Waffenträgern der Kaiser oder König nur als oberster Lehnsherr, und die Vorstellungen von gelobter Treue sind so naiv, daß man nach Belieben rebelliert, Gegenkönige ausruft, sich mit dem Landesfeind verbündet. Sogar die aus Nationalstolz von jeher patriotischen Engländer fanden nichts Auffälliges darin, daß verbannte Lords in Frankreich gegen ihren Monarchen intri-

gierten. Der schottische Hochadel nahm heimlich Bestechung von englischen Königen entgegen. Dem Rittertum also Untertänigkeit „Ich dien'" für den angestammten Herrscher zuzuschreiben, geht nicht an. In der Renaissance kannten Kondottieri, Landsknechte, Wallensteiner weder Fürsten noch Vaterland, sondern nur einen Häuptling, der ihnen Erfolg und Beute verschaffte.

Erst nach Einführung regulärer Soldateska beginnt der Offizier seinen obersten Kriegsherrn als Herrgott aufzufassen, unabhängig vom Vaterlandsbegriff: was der Götze befiehlt, ist wohlgetan und muß submissest vollzogen werden. Nichtsdestoweniger macht man sich von jenen Offizieren eine zu niedrige Vorstellung. Nach damaligen Begriffen fielen König und Vaterland wirklich in eins zusammen, doch der Offizier focht auch für Staat und Nationalstolz. Unter Louis XV. konnte von Anhänglichkeit des Offizierskorps an den heimischen Hof so wenig die Rede sein, daß man die Ernennung von Feldherren durch Gunst der Pompadour mit offenem Murren begrüßte und alle militärischen Mißerfolge dem Hofe zuschob. Bezeichnenderweise hören wir bei Überlieferungen über hochmütiges Prahlen der Franzosen unmittelbar vor Roßbach nirgendwo etwas vom „König", sondern stets nur von „Frankreich", und die Truppen scheinen das Feldgeschrei „Vive la France!" bevorzugt zu haben. Bei den Engländern gab nur die Losung „England" den Ton an, das Königtum spielte auch im Heer nur eine dekorative Rolle. Bei den Österreichern bezog sich die persönliche Treue des Offizierkorps nur auf die kaiserliche Dame Maria-Theresia, nicht auf den nominellen obersten Kriegsherrn, den übrigens sehr unterschätzten tüchtigen Kaiser Franz. Bei den Preußen aber war es ganz und gar nicht der „König", der so grenzen-

lose Hingebung und Aufopferung erwarb, sondern das gekrönte Genie, der Held und Feldherr. Dieses Gefühl unterschied sich kaum von dem oben erwähnten für Alexander und Zäsar, sehr wenig von dem für Hannibal und Cromwell. Auch die schwedischen Offiziere fesselte an Gustav Adolf und Karl XII. keine blinde abergläubische Untertänigkeit, wie das Gottesgnadentum es heischt, sondern ihre Treue, lediglich auf persönliches Heldentum ihres Herrn begründet, schloß nicht scharfe Kritik aus, wie besonders jener verrückte Don Quixote bei Poltawa spürte.

Wer aber am gleichen bezüglich des Alten Fritz zweifeln möchte, würde nur seine Unkenntnis offenbaren. Im Gegenteil staunen wir unwillig, wie wenig gebührenden Respekt dieser größte Deutsche in seinem Offizierkorps genoß, so daß Prinz Heinrich und früher der Thronfolger eine förmliche Fronde bildeten und nach jedem Mißerfolg lächerliche, noch heute bestehende Fabeln den König mit alleiniger Schuld belasteten. Dieser aber hatte ja selbst dafür gesorgt, den Seinen beizubringen, daß sie vor allen Dingen Preußen seien. „Wir preußischen Offiziers" schreibt er mal an den Thronfolger und legte im berühmten Testament fest, daß seine eigene Person nichts und der Staat alles sei. Mit erhabener Unpersönlichkeit lobte er nach Leuthen seine Generale: „Dieser Tag wird Ihren Ruhm und den unserer Nation auf die späteste Nachwelt bringen", eine fast komische Selbstbescheidung, da jeder Sieg doch einzig von seinem Genie abhing. Uns kümmert hier nur, daß man sich das Friedericianische Offizierkorps nicht als eine dem obersten Kriegsherrn alleruntertänigst blindlings gehorchende Feudalgarde denken darf. Nirgendwo entdeckt man einen Zug, der an heutiges Byzantinertum erinnert. Seydlitz, Zieten, Fürst Moritz,

Schwerin trieben ihre eigene Meinung manchmal bis zum Ungehorsam, alle Offiziere beteten keinen Königsfetisch an, sondern ihre nibelungenhafte Mannentreue stärkte sich durchaus nur durch Bewunderung seiner menschlichen Größe, die man übrigens oft so wenig begriff, daß Schwerin und Prinz Heinrich als seinesgleichen an Feldherrntalent galten. Gewaltig irrt man auch, wenn man sich diese bärbeißigen Zopfspartaner als ungebildete Eisenfresser vorstellt. Sämtliche Prinzen im Heere, mit Ausnahme des Dessauers, schwelgten in — leider französischer — Kultur, Schwerin war ein hochgebildeter Grandseigneur, verschiedene Generale hatten studiert und kamen von der Universität zur Armee. Während der Winterquartiere belegten die preußischen Offiziere alle Hörsäle der Leipziger Alma Mater; der spätere Günstling Friedrichs, Oberst Quintus Icilius, war ein Gelehrter; beim Tode Ewald v. Kleists (Kunersdorf) wehklagten die Kameraden über diesen Verlust für „Teutschlands literarische Gesittung". Unsäglich rührend wirkt der Brief eines Husarenleutnants an Gellert, ihm die Hälfte seiner Zorndorfer Beute anbietend als Entgelt für die Stunden der Erhebung, die er dem Dichter verdanke. Auch muß betont werden, daß diese strammen eisernen Kriegsmänner niemals ihre Fahnen mit Unmenschlichkeiten befleckten, wie Russen und Franzosen und sogar die Österreicher (Einäscherung von Zittau, gräßliche Plünderung von Landshut, Bombardement von Dresden) sie verübten. Kurz, dieses ruhmgeschmückte Offizierskorps entsprach dem Bilde eines solchen, wie es sein soll: brave gebildete Kernmänner, die in Königstreue nur den symbolischen Ausdruck der Vaterlandsliebe sahen. Wenn bei den Gardereiteroffizieren sich brutale Verachtung des Bürgertums und Liederlichkeit breitmachten, so fiel dies so

unangenehm auf, daß Fürst Moritz ihren seelischen Verfall für die Hochkircher Niederlage verantwortlich machte.

Wenn ununterbrochener Ersatz infolge enormer Kampfverluste es mit sich brachte, daß sich manch rohes Pack unter den Offizierskreisen befand, so erzog doch auch solche Junker, die vom Gänsehüten weg das Portepee bekamen, der Krieg zu rauher Tugend selbstloser Hingebung, und die vielen Freiwilligen der letzten Kriegsjahre vertauschten oft die Universitätsbänke mit dem Schwerte, wie auch in den Reichsstädten viele Parteigänger des großen Königs saßen. Goethe schildert ja, wohl aus Frankfurter Erfahrungen, den kriegerischen Eifer aller Deutschen für Friedrichs Ruhm. Und wenn ein Keith auf Höhen literarischer Bildung stand, und ein edler humaner Ferdinand v. Braunschweig wie alle wahren Feldherrn das Kriegshandwerk als solches verabscheute, so rührt auch die kriegerische Männlichkeit in Winterfeldts Briefen, den die Prinzen wegen seiner urdeutschen bärenhäuterischen Ablehnung welscher Sitten über die Achsel ansahen, den aber Friedrich nicht umsonst zum Seelenfreund erkor. Überall stoßen wir auf begeisterte schwungvolle Gemüter, auch bei den vornehmen Damen der Epoche, deren Briefe und Worte eine genußreiche Lektüre bieten, als Zeugnis einer hochgestimmten Zeit, die nur das wirklich Heroische als Soldatisches empfand. Der öde Kommißmilitär sollte sich also nie auf bestehende irrige Anschauungen über jene Zopfspartaner berufen, deren unsterblichen Führer einst sein Vater wegen seines ethisch-ästhetischen Abscheus vor dem Kasernenmilitarismus erschießen lassen wollte und der nur vermöge seines allgemeinen Genies im Zwange der Not ein größter Feldherr wurde, selber zum Typ der schneidigen Säbelrasseler der schärfste Gegensatz.

Doch freilich offenbarte sich ein Symptom, das gegen jedes stehende Friedensheer zeugt: nur im Kriege hatte das Offizierkorps seine Tugenden gezeigt, in nachfolgender Friedenszeit und besonders unter Friedrich Wilhelm II. verflachten und verrohten Ton und Haltung. Mag auch, wie wir früher berührten, die historische Legende maßlos übertrieben haben, besonders bezüglich durchgängiger Unbildung der oft nur zu hyperzivilisierten Offiziere, jedenfalls bedeutete die Jena-Armee einen traurigen Rückschritt gegen jene, die bei Leuthen „Nun danket alle Gott" anstimmte.

Das bourbonische Offizierkorps vor und bei der Revolution scheint es mit der heute als selbstverständlich gepredigten sklavischen und bedingungslosen Unterwürfigkeit nicht ernst genommen zu haben. Außer einigen royalistischen Heißspornen verhielten die Offiziere sich mehr als lau und vertraten schon bald die Ansicht, daß sie dem Staate Frankreich und nicht bloß der Dynastie dienten. Infolgedessen fand Ludwig XVI. so gut wie gar keine Unterstützung bei der Armee. Die Mehrzahl der adeligen Offiziere leistete der Nationalversammlung den Eid und focht in den Revolutionsheeren, Dumouriez' gescheiterter Verrat lehrt deutlich, daß das Ausland auf gar keine Neigung der Offiziere rechnen konnte, ihre monarchische Gesinnung über den allgemeinen Patriotismus zu stellen. Man beachte dies wohl, denn nach heutiger preußischer Lehre hätte der Offizier, wie er nur dem König den Eid leistet, auch nur des Königs Interesse zu vertreten, d. h. gegebenenfalls eher dem auswärtigen Landesfeind als der einheimischen Revolutionsregierung anzuhangen! Und jenes geschah vor mehr als hundert Jahren! Ja, als der Terreur einsetzte und Ausmerzung aller adeligen Offiziere beschloß, meldeten sich diese wahren Edelleute,

vor denen man den Hut ziehen muß, als Gemeine, um wenigstens so für ihr Vaterland zu fechten!

Nur so erklärt sich, daß aus den Revolutionsheeren auch mehrere adelige höhere Führer hervorgingen, wie Marquis de Grouchy, Graf Lasalle usw. Letzterer, schon in der Wiege mit erblichem Leutnantspatent belehnt, jetzt als Major gestrichen, diente sofort wieder von der Picke auf und errang sich den Rittmeisterrang auf dem Schlachtfeld, bis ihn Bonaparte entdeckte. Hochadelige Revolutionsgenerale, wie der Herzog Biron de Lauzun und Marquis de Beaucharnais, endeten auf dem Schaffott, doch steht fest, daß sie treu und eifrig für die Republik fochten, gradeso wie der Sohn des Herzogs v. Orleans. An sämtlichen royalistischen Verschwörungen und Aufständen hatten die Offiziere keinen Anteil, und uns scheint bedeutungsvoll, daß dieselben Landjunker, die sonst emigrierten und rebellierten, innerhalb der Armee ihre Bürgerpflicht erfüllten, gemäß dem so oft erheuchelten und gemißbrauchten Grundsatz, daß der Offizier ohne Murren sich dem Staatswohl hingebe und die Armee eine Schule der Pflichterziehung sei. Ja, so sollte es sein und man darf jenen altfranzösischen Offizieren, die getreu einer ihnen tötlich verhaßten Demokratenregierung gegen das Ausland dienten, ethische Anerkennung nicht versagen. Als Kriegsminister der Revolution fungierte anfangs der Markgraf Narbonne, einer der höchsten Magnaten, später haben neben Carnot der Graf Ponthecoulant (Bonapartes Entdecker) und der General Dubois-Crancé die Kriegsadministration geleitet. Mit tiefem Schmerz sahen sich die adeligen Marineoffiziere verabschiedet, weil sie daraus eine nautische Untüchtigkeit der Marine ohne geschulte Führer voraussahen. Überall blieb hier Patriotismus das oberste Gesetz, Monarchismus eine Nebensache.

Unsere Erörterung der napoleonischen Armee und des preußischen Volksheeres der Befreiungskriege genügte wohl schon zur Charakterisierung dieser durchaus demokratisch angehauchten Offizierkorps. Im preußischen blieb aber natürlich das Junkertum feudal wie immer. Die Leute, die nichts lernen und nichts vergessen, warteten nur auf den Augenblick, wo man sich der unbequemen Volkshilfe entledigen dürfe. Friccius und Beitzke erzählen, wie abscheulich die Linienoffiziere oft die Landwehr bei Quartieren und Kreuz-Verleihungen zu verkürzen suchten. Natürlich waren es die militärisch minderwertigen Elemente, besonders im Korps York, deren ungebildeter Kastengeist unkurierbar blieb, während Blücher, der sich den Philosophieprofessor Steffens und Arndt als zivilistische Beiräte nicht versagte, Gneisenau, Bülow, sogar der schneidige Tauentzien, der auf seine Landwehr nichts kommen ließ, dauernd das Gepräge eines Volksheeres hochhielten. Blüchers militärischer Beirat, der besonders 1815 hervortrat, der spätere Feldmarschall Müffling, war ein früherer Theologe und blieb, mögen Jominis Memoiren noch so heftig ihn befehden, der Typ eines freigeistigen Kriegswissenschafters. Ebenso Clausewitz, der zwar wie auch Jomini oft Theorien auf falscher historischer Grundlage aufbaute und daher nur den Unwissenden als unfehlbares Orakel gilt, der aber als philosophischer Durchdringer der Kriegsbegebenheiten eine oberste Stelle einnimmt und dessen kritischer Freimut heute ganz unmöglich wäre. Der einzige Feudale unter diesem edeln Führergeschlecht, York, dessen Charakter die Memoiren des prächtigen liberalen Ministers v. Schoen in bösem Lichte schildern, war trotz seines von Droysen errichteten Piedestals der militärisch Unbedeutendste, ein bloßer Draufgänger. Selbst er aber rang

sich die Konvention von Tauroggen ab, wo er den Patriotismus über die Disziplin und untertänige Loyalität des Militarismus stellte. Der dämonische Blücher, dessen rauhe Außenseite französische Beobachter abstieß, bewährte seinen Seelenschwung nicht umsonst in formschönen Anreden, wobei ihm, dem plattdeutschen Orthographieverstümmler, auf einmal dichterisches Hochdeutsch vom Munde floß. Besuchte er doch noch als Feldmarschall das Grab Klopstocks, an dem er sich begeistert hatte, entblößten Hauptes! Noch ehe Gneisenau 1808 einen Zeitungsaufsatz gegen das Fuchteln losließ, noch ehe Erzherzog Karl in seinen Aphorismen schrieb: „Es gibt Menschen, die Roheit für militärischen Geist halten, doch jene ist nur Ausartung dieses", erkannte Blücher (Brief an Scharnhorst): „Unsere unnützen Pedanterien mag der Soldat ganz vergessen" und sorgte schon als Kommandierender in Münster für Abschaffung alten Schlendrians, ließ das brutale „Er" durch das moderne „Sie" ersetzen, behandelte in der Rheinkampagne die gefangenen Republikaner mit rücksichtsvollem Interesse. Sein späterer bis zum Wahnsinn gesteigerter Napoleonshaß hinderte ihn nicht, nach persönlicher Begegnung 1807 bescheiden zu schreiben: „Der große mann sprach ser freindlich mit mich." Was sagt das heutige preußische Offizierswesen zu dem Wutbrief 1809 an den König: „Ich bitte um meinen Abschied, sintemal ich nicht bloß preußischer Offizier, sondern vor allem ein deutscher Edelmann bin"?! Und was vollends zu dem öffentlichen offiziellen Karlsbader Trinkspruch 1816: „Ein Hoch dem Fürsten Schwarzenberg, der zu siegen verstand, obschon er drei Monarchen im Lager hatte"?!

Ehe wir auf das napoleonische Offizierskorps blicken, was wir uns für später aufsparen, müssen wir noch das-

jenige der übrigen Großstaaten untersuchen. Das russische dürfte sich wohl bis heute nicht wesentlich geändert haben. Die Subalternoffiziere, meist Bürgerliche, oft auch Ausländer, genossen nie das geringste gesellschaftliche Ansehen. Elend bezahlt, völlig ungebildet, blieben sie bis heute naive Landsknechte. Doch selbst bei ihnen entwickelte sich blinde Untertänigkeit unter den Zaren nie im preußischen Sinne. Die Militärverschwörung gegen Nikolaus bewies, was man von unbedingter Zarentreue dort zu halten habe, und nihilistische oder wenigstens liberale Tendenzen verbreiteten sich seither genugsam im russischen Heere. Ob bei der großen niedergeschlagenen Revolution nicht oft Offiziere heimlich oder öffentlich mit dem Volke sympathisierten, läßt sich nicht genau ermitteln. Es hieß jedoch, daß grade im Gardekorps sich Begünstiger revolutionärer Ideen befänden. Der höhere russische Offizier besitzt den Firniß einer gewissen französischen Kultur, mehr oder minder im Genre Skobeleff. Die Ethik läßt vielfach zu wünschen übrig, wie der Japanische Feldzug ebenso bewies wie der letzte am Balkan. Der Patriotismus macht vor Bestehlen der Staatsgelder und anderen Korruptionen nicht Halt. 1812, wo ein nationaler Befreiungskrieg die stärksten moralischen Faktoren auslöste, gab es manche Züge von Tüchtigkeit und Hingebung, worüber Prinz Eugen Würtembergs Memoiren einiges verzeichnen. Der Zar spielte hierbei nur wegen seiner persönlichen Beliebtheit und seines Liebäugelns mit Humanität und Liberalismus eine Rolle. Überhaupt muß man sich vergegenwärtigen, daß die russische Gesellschaftsgliederung, so seltsam es klingen mag, das eigentlich Feudale, das reine Kastenwesen ausschließt, erstens weil der Zarenabsolutismus besondere Vorrechte des Adels nicht zuläßt, zweitens weil der patriarchalische

Ton, wo man den Vorgesetzten als „Väterchen" anruft, feudale Exklusivität verpönt. Dem Zaren kann belieben, wie Peter, Katharina usw. Leute aus den untersten Ständen zu Großwürdenträgern zu erheben. In einer solchen primitiven Gesellschaft bei so naiver Vertraulichkeit der Sitten kann sich eine abgeschlossene Offizierskaste gar nicht bilden. Überhaupt schließen die europäischem Wesen fremden Verhältnisse das russische Heer, bei dem früher Balten und sonstige Deutsche einen starken Prozentsatz der Generalität ausmachten, von dieser Betrachtung aus.

Gleichfalls viel demokratischer als in Preußen war allzeit das österreichische Heerwesen, dem man besondere Feudalität nachsagt. Daß Leute von so niederer Herkunft wie Mack und Clerfayt zum höchsten Range aufstiegen, wäre in Preußen stets gradeso unmöglich, wie die lange Allmächtigkeit des Premierministers Thugut, eines Plebejers unterster Stände. Es fiel daher gar nicht auf, daß 1809 so ziemlich die Hälfte der Offiziere bürgerlich war, der Vater des Korpschefs und späteren Feldmarschalls Hiller war gemeiner Soldat gewesen. Die sehr irrig geschmähten „Fürsten" als Korpsführer (Liechtenstein, Hohenzollern, Rosenberg) empfehlen in ihren Schlachtrapporten aufs ritterlichste ihre bürgerlichen Offiziere und zufällig richteten alle Rangbeförderungen oder Ordensverleihungen auf dem Schlachtfeld, die Erzherzog Karl erteilte, sich an Bürgerliche. Selbst in den späteren reaktionär umgeformten Heeren gab es bürgerliche Generäle und Obersten, Radetzky war von sehr geringem, Benedeck von eigentlich nur nominellem Adel (Sohn eines Dorfarztes), ebenso die Stabschefs Heß und John. Im übrigen herrscht ein so jovialer und kordialer Ton, daß das brüderliche „du" alle Offiziere vereint. Ein gesonderter Abschluß vom Bürgertum findet

nirgends Boden, der Offizier fügt sich durchaus bescheiden dem Ganzen ein. Hochnäsigkeit liegt auch dem Hocharistokraten im Heere ganz fern, und der allgemeine Bildungsgrad erfordert warmes Interesse an allen Künsten, im Generalstab und auch in sonstigen Armeekreisen ein lebhaftes fleißiges Studium der Kriegswissenschaften. Vielleicht gibt es heutzutage kein harmonischeres Bild eines tüchtigen Offizierskorps als das österreichische. Es besitzt viele Vorzüge des Standes und wenige seiner Auswüchse. Die Wehrpflicht wird übrigens bisher minder ausgenutzt als in anderen Ländern.

Noch demokratischer gestalteten sich naturgemäß die Verhältnisse im französischen und italienischen Heer. Bei der lächerlichen Überfülle von Adelstiteln in Italien darf man sich nicht wundern, dort sehr viele Adelige im Heer zu finden. Da jedoch jeder mit einem Orden Behaftete sich „Cavaliere“ nennt, täuscht auch dies, und jedenfalls findet man dort so viel bürgerliche Generäle, daß sogar ein Jude Kriegsminister werden konnte. Wo der selbsternannte „General“ Garibaldi als Nationalideal vorschwebt, konnte sich ein demokratischer Zug des Heerwesens nicht verleugnen lassen. Äußerst bemerkenswert scheint hier, daß nach dem Mailänder Putsch am Ende des 19. Jahrhunderts ein gräflicher Kavallerieoberst einen hohen Orden zurückschickte, weil er für Erfüllung so trauriger Pflicht, auf Bürger einhauen zu müssen, nicht noch belohnt werden wolle, und daß sein Offizierkorps sich mit ihm solidarisch erklärte. In Frankreich stiegen Bürgerliche, wie Pelissier, Cavaignac, Changarnier, der berühmte Niel, zu höchstem Range auf, die falsche Popularität Bazaines gründete sich darauf, daß er als Gemeiner von der Pike auf diente. Frossard, Bourbaki, Lebrun, Douay, Vinoy, Lebœuf, Decäen

und die meisten Divisionäre, vor allem Ducrot, Trochu, Chanzy, Faidherbe, Billot, Jaurès usw. (nur der unfähige de Sonis war altadelig) waren Bürgerliche. (Setzte mal einer später ein „de“ vor seinen Namen, so weiß man ja, wie unbehindert man sich dies in Frankreich erlauben darf.) Selbst der napoleonische Hochadel fehlte, mit Ausnahme des Brigadechefs Prinz Murat, dem Heere, und heute in der Republik vertrat nur noch der kommandierende General Davout d'Auerstädt diese dem Heer so werte Gloiretradition. Jedenfalls nimmt der heutige französische und italienische Offizier an und für sich eine recht bescheidene Stellung im Staatshaushalt ein und fühlt sich durchaus nur als Diener der Nation. Der unglückliche General Baratieri mußte sich eine öffentliche Kritik gefallen lassen, die in Deutschland unmöglich wäre, und wo die vom stehenden Heer nun einmal unzertrennlichen Neigungen zum Prätorianertum einer Kaste sich hervorwagen, werden sie in allen romanischen Ländern möglichst unterdrückt.

Wolfe, der Eroberer Quebecks, ein kränkliches Männchen wie die meisten bedeutenden Heerführer, zitierte vor seinem Heldentod Grays „Dorfkirchhofelegie“ und meinte: „Ich möchte lieber solche Verse geschrieben haben als Quebeck erobern“. Derlei höhere Menschlichkeit lag freilich vielen britischen Haudegen und Seebären fern, doch behielt die britische Nobility und Gentry, aus deren jüngeren Söhnen sich das Offizierkorps ausschließlich zusammensetzte, ja immer eine gewisse Durchschnittsbildung. Der Ofizier wollte und sollte vor allem „Gentleman“ sein und zur Erfüllung dieses Begriffs gehörte in England allzeit ein ziemlicher Grad von Kulturfirniß. Uns scheint symptomatisch, daß britische Führer ihren Leuten in den Laufgräben vor Badajoz Kampf-

szenen aus Walter Scott vorlasen, um sie zu begeistern. Wellington selbst, obschon ohne sonstige höheren Interessen, handhabte wenigstens als Fachmann die Feder glänzend, unendlich schreibselig, fast Graphomane, mit kernigem und klarem Stil. Seine Offiziere hinterließen vielfach wertvolle Tagebücher und einer, Oberst Napier, ein klassisches Geschichtswerk voll eigenständigem Geist und poetischem Schwunge.

In der Marine boten Howe, Collingwood, Codrington, Cochrane den Typ charakterbiederer und geistig regsamer Gentlemen. Der Größte unter ihnen erinnerte freilich als Privatmensch unliebsam an den großen Feldherrn Marlborough, vielleicht den einzigen wirklich bedeutenden Mann, bei dem das falsche Dogma, starker Geist paare sich oft mit schlechtem Charakter, sich bewahrheitete. Nelson war viel ungebildeter als dieser glatte Weltmann und viel brutaler, von rohen Sitten, ein ordinärer „Bruder Theer", wie jeder beliebiger Matrose, persönlich von so würdeloser Haltung und kindischer Eitelkeit, daß Wellington, der ihn im Vorzimmer eines Ministers traf, mit staunender Geringschätzung von ihm redet. Seine Frau behandelte er schändlich, ein ausschweifender Erotiker und Alkoholiker, und fiel in die Schlingen der berüchtigten Hamilton, mit der er in Sizilien Orgien feierte und auch in Deutschland herumzog, durch skandalöses Benehmen Anstoß erregend. Ein Buch von Paget vollzog zwar an der Hamilton die beliebte Mohrenwäsche, sie sei eine patriotische Diplomatin gewesen, doch schildert Connan Doyle in „Rodnay Stone" treffend die verlogene Circe. Nelsons Testament aber scheute sich nicht, diese böse Erbschaft seines Andenkens noch extra unterstrichen England aufzuhalsen: „Ich vermache meine illegitime Tochter Horatia

der Nation." Diese, sonst so prüde, ließ sich dies ehrfürchtig gefallen. Man machte aus „Britannias Kriegsgott", wie Byron im „Don Juan" ihn nannte, einen Halbgott. In einem neuesten Marineroman taucht einmal der kleine Admiral auf, sofort brechen Autor und Romanfiguren in grenzenlosen wilden Enthusiasmus aus. Für eine hochgewachsene athletische Rasse hatte grade die unansehnlich schmächtige Gestalt Nelsons, der wie ein unausgewachsener Midshipman aussah, etwas dämonisch Reizvolles. In letzter Zeit vor seinem Tode fiel sein müdes abgespanntes Wesen auf, die Folge seines lasterhaften Lebenswandels, so daß „Nelsons Griff", wie er seinen Trafalgar-Plan nannte, bei seinen Kapitänen den Verdacht erregte, er suche den Tod. Schwerlich quälten ihn Gewissensbisse, daß er sich in Neapel zum Handlanger des „Bombenkönigs" und der schändlichen Tribadenkönigin erniedrigte und für immer Englands Namen befleckte: an den Raaen seines Admiralschiffs ließ er die edelsten Liberalen als „Rebellen" aufhängen. Doch bei diesem ethisch Minderwertigen triumphierte das Nationalgefühl derart über seine Unarten, daß die konventionelle Britenmoral sich gern damit abfand. Vermachte er doch der Nation auch zwei sehr legitime Töchter, nämlich, wie Epaminondas seine „Töchter" Leuctra und Mantinea, den Ruhm von Abukir und Trafalgar! Schlachtendonner machte die edleren Seiten seines Wesens frei. Sein ungeheures Selbstgefühl gründete sich auf unbändigen Nationalstolz. „Wo ein Franzmann ankert, kann ein Brite segeln", rief er bei Abukir, und als ein Kapitän rief: „Wenn wir siegen, was wird die Welt sagen!", unterbrach er barsch: „Es gibt kein Wenn. Daß wir siegen, ist sicher. Wer überleben wird, es zu erzählen, ist eine andere Frage." Als dem Sterbenden bei Trafalgar gemeldet wurde,

fünfzehn Feinde hätten die Flagge gestrichen, brummte er unzufrieden: „Ich rechnete auf zwanzig.“ Wenn Campbells Nationallied „Seemänner, ihr von England“ die so unähnlichen Blake und Nelson zusammen nennt, so war beiden größten Seehelden wenigstens die gleiche enthusiastische Kühnheit eigen. Beide suchten immer Schlacht und in der Schlacht den Nahkampf. Nelson gab bei Trafalgar die Parole aus: wenn ein Kapitän ein Signal nicht verstehe, so könne er doch nie fehlen, wenn er nur dicht am Feinde beilege. Er selbst mißverstand so früher absichtlich, als er noch Vorgesetzte hatte, Befehle und Signale. Selbst Vertreter eiserner Disziplin, erlaubte er sich Eigenmächtigkeiten eigener Willkür. Nach dem Sieg von St. Vincent, wo er als Kommodore sein Ansehen begründete, sollte er wegen Befehlsübertretung angeklagt werden, doch Admiral Jervis trumpfte großmütig hämische Anfeinder ab: „Wenn Sie künftig auch mal so ungehorsam handeln, werde ich Ihnen auch verzeihen.“ Als Nelsons nomineller Vorgesetzter Parker ihm vor Kopenhagen Rückzugsorder signalisierte, setzte er das Fernrohr vor sein ausgeschossenes linkes Auge: „Ich sehe nichts“, und fügte mit bärbeißigem Humor hinzu: „Ich habe das Recht, manchmal blind zu sein.“ Dort rieb er sich die Hände: „Ich war in 105 Gefechten, doch heute ist's das schlimmste. Aber ich möchte nicht wo anders sein, um alles Gold der Welt!“ Deshalb rief Collingwood, als er bei Trafalgar zuerst in den Feind drang: „Was gäbe Nelson nicht darum, hier dabei zu sein!“ Dieser kleine Berserker liebte den Kampf um des Kampfes willen, und aus diesem Kämpferstolz entsprang in einem sonst so unedlen Charakter eine bizarre Ritterlichkeit. Nach Abukir lud er die sämtlich verwundeten französischen Kapitäne mit vollendeten Höflichkeitsformen zur Tafel; er ließ sich einen

blutjungen dänischen Schiffsführer vorstellen, der ihn persönlich in schwere Gefahr brachte, und empfahl dem dänischen Kronprinzen, der Jüngling müsse zum Admiral ernannt werden. Rivalitätsneid lag ihm fern, wenn es die Sache galt, er begeisterte sich bei Trafalgar: „Seht, wie der noble Kerl Collingwood sich an den Feind macht!" Und es darf nicht vergessen werden, daß es im Gebet, das er in Todesahnung niederschrieb, heißt: „Möge nach dem Siege immer der Briten Merkmal die Humanität sein!", was übrigens seine Braven in Rettung untergehender Feinde wahrmachten. Ein Auge und einen Arm verlor er schon frühe, bis er sein Leben hingab mit der Losung: „England erwartet, daß jedermann seine Pflicht tut." (Nebenbei bemerkt, entstand der weltberühmte Satz fast zufallmäßig durch Lücken im Signalkodex.) Sein letztes Wort war: „Gottlob, ich tat meine Pflicht", sein letzter Gedanke England.

Wir verweilten so ausführlich bei Nelson, weil sowohl die Widersprüche in Kriegercharakteren niederer Ordnung als die Eigenart britischen Kriegertums hier offenbar werden. Denn auch Wellington gewährt menschlich ein kaum freundlicheres Bild, umgekehrt zwar ein korrekter Gentleman von guten Sitten und Formen, doch dafür voll Undank und Perfidie, sobald sein oft bis zur Prahlerei gesteigerter Hochmut in Frage kam, wie sein Verhalten gegen die Preußen bewies, dabei voll planmäßiger hochnäsiger Nationalselbstsucht gegen alles Ausländische. Aber auch ihm fehlte es nicht an ritterlicher Anerkennung der guten Eigenschaften seiner Gegner und seine persönliche Selbstsucht ging unter in vollkommener Hingebung an das Ideal britischer Weltherrschaft. „Wenn wir geschlagen würden, was würde man in England von uns sagen!" ermahnte er bei Waterloo die Seinen, sowie des un-

glücklichen Feldherrn Moore letzter Ausruf bei Corunna im Heldentode war: „Ich hoffe, das Volk daheim wird zufrieden sein.“ Hier steckt das Hauptgeheimnis, warum die britischen Soldknechte wenigstens unter Führung eines Marlborough, Wolfe, Wellington so Vorzügliches leisteten, obschon ihre ethische Beschaffenheit, die niemand härter beurteilte als Wellington selber, so wenig dafür bürgte. Gewiß blamierte sich die britische Armee, nach Überschätzung der Wellingtonschen Erfolge auf ihren Lorbeeren ausruhend, gewaltig im Krimkrieg und teilweise im Burenkrieg. Doch „Tommy Atkins“, wie der Spitzname des Soldaten lautet, bewies unter jedem Himmelsstrich individuell eine gediegene Tüchtigkeit, oft sogar jene edelste Art des wahren Kriegercharakters: im Kampf ein Löwe, im Frieden ein gutmütig sanftes Lamm. Diese befremdliche Erscheinung bei einer „aus der Hefe des Volkes“ angeworbenen Mietlingsschar fiel früher noch mehr bei der Flotte auf, deren Bemannung meist gewaltsam „gepreßt“ wurde und das schlimmste Gesindel der Küsten enthielt. Die furchtbare Meuterei während der napoleonischen Kriege in der Marine, die höheren Sold verlangte und mit allgemeinem Streik drohte, wurde gewandt von der Admiralität besänftigt — wodurch aber hauptsächlich? Durch Berufung auf das Nationalgefühl. Das Mittel, dessen britische Flottenzucht sich bediente, war aber die „Katze“, 300 Knutenhiebe als Strafe waren laut J. Maxfields „Seeleben in Nelsons Tagen“ nichts Seltenes. Überschwängliches Feiern der Nelsonsiege läßt im Unklaren, wie blutsauer es bei Abukir und Trafalgar fiel, die minder „disziplinierte“ französische Marine, deren Mannschaft gleichfalls dem Konskribiertensystem nationaler Wehrpflicht entsprach, zu überwältigen. Nur nautische Überlegenheit und weit bessere Führung brachten das entschei-

dende Übergewicht, wo Heldenblut ein fortan unbestrittenes Seekönigtum besiegelte und taufte. Daß diese aus den schadhaftesten Elementen der Bevölkerung rekrutierte Soldarmee und Soldmarine gelegentlich ihre geknebelte Wüstheit losließ, zeigen die Greuel bei Wellingtons Festungserstürmungen, das häufige Ausbrechen aus Reih und Glied für Futterfragen, das häufige Desertieren (Mitteilung Wellingtons an Lady Salisbury), die innere Auflösung bei jedem Rückschlag und sogar nach jedem Siege aus Plünderungsgründen (schmachvoller Rückzug Ende 1812, nach Vitoria 12 000 Marodeure, nach den Pyrenäenschlachten 10 000 Versprengte), sogar Ausreißen bei schlechtem Stand der Schlacht, was sich bei Talavera und erst recht (von der Legende vertuscht) bei Waterloo zutrug. Auch dürften im Burenkrieg trotz aller Ableugnungen und trotz Bothas eigenem Buch, worin wohl aus Gründen politischer Streberei alles verneint und die „Konzentrationslager“ entschuldigt werden, immerhin, nach dem Zeugnis ehrenhafter Briten selber, einzelne Ausschreitungen vorgefallen sein, wie denn sogar General Hektor Macdonald sich erschoß, um den Folgen schlimmer Anklagen zu entgehen. Im ganzen trat freilich unverkennbare Besserung der sittlichen Qualitäten des einst so zuchtlosen Söldners ein, auch die Trunksucht verminderte sich sehr und ganz erstaunlich ist das kreuzbrave, manierliche, sittliche Menschentum der „Blaujacken“ auf der Marine, obschon das Menschenmaterial der Angeworbenen sich nicht wesentlich verändert haben kann.

Denn das feste Rückgrat bildete eben allzeit auf Heer und Flotte das wie bei keiner andern Nation entwickelte Nationalgefühl, dessen insulare Beschränktheit sich durch Verachtung aller Ausländer nährte. Aus dem Tagebuch des Serganten

Harris über Moores bösen Rückzug geht klar hervor, daß nicht eiserne Strenge und eigene germanische Rauflust den britischen Söldner in bitterer Drangsal aufrechthalten konnten, sondern nur der finstere Britenstolz, der „verdammte Ausländer" nicht obsiegen lassen wollte. Moyle-Sherer erzählt, daß bei Vitoria sterbende Gemeine mit einem Jauchzer den Geist aufgaben, als sie den Sieg erfuhren. Wenn bei Marstonmoor ein sterbender junger Puritaneroffizier bat, ihm den Blick freizulassen, damit er „die Feinde Gottes" fliehen sehe, so ließ sich bei Vitoria der vornehme Oberst Cadogan auf eine Höhe tragen, damit er noch einmal den Sieg sehe: unbedingte todesfreudige Hingebung an die Nationalsache also beim Freiheitskämpfer wie beim Adelsoffizier die gleiche.

Wenn britische Militaristen früher erklärten, ihr geschmähtes Söldnersytem habe sich allzeit bewährt, so liegt das Problem hier tiefer als man ahnt. Nur einer derart von (unwissendem) Vaterlandsdünkel strotzenden Nation, bei welcher ein ausschließlicher Chauvinismus (right or wrong, my country!) durch Vererbung atavistisch im Blute sitzt, konnte ein Söldnerheer genügen, welches immerhin die nationale Eigentümlichkeit im Gegensatz zu früheren Heeren besaß, daß es sich durchweg aus britischen Landessöhnen rekrutierte. Die deutschen „Hilfstruppen" wurden über die Achsel angesehen, Wellingtons Depeschen schweigen alle Verdienste der deutschen Legion und der Braunschweiger tot, und als ein deutscher Hauptmann bei Alba trotz hervorragender Tat im Rapport nicht genannt wurde, hieß es: „Bah, er ist nur ein Deutscher." So bewahrte eben der britische Söldner stets die sonst nur Volksheeren eigene persönliche Anteilnahme, Hingebung an die allgemeine Vaterlandssache,

was von Gehorsam gegen den „König“ grundverschieden ist. Und es ist kein Zufall, daß dies nur in England möglich, wo der König nichts als dekoratives Sinnbild für des Vaterlandes Größe und Macht bildet. So erklärt sich die Anomalie, daß das sozialpolitisch freieste Land Europas das veraltetste Wehrsystem des Ancien Régime bis heute bewahrte. Wir werden freilich später betrachten, daß man auch hier einer historischen Täuschung begegnet, daß die einzige große Kriegsära unter Wellington sich keineswegs bloß auf eine zahlenmäßig so beschränkte Wehrmacht stützen konnte, und wir berührten ja schon, daß England sogar früher als irgendein anderes Volk eine Milizordnung kannte. Aber das, was man heutzutage unter allgemeiner Wehrpflicht im Sinne stehender Heere versteht, widerspricht so völlig dem britischen Freiheitssinn und Selbstbestimmungsrecht, daß alles Schreien der Jingos nach Einführung kontinentaler Methoden fruchtlos verhallen wird.

Man mußte dort schon lange mit der Tradition brechen, wonach nur Leute von vornehmer Familie Offiziersposten bekleiden dürften. Man sollte freilich nicht so viel Wesens davon machen, daß vordem die „Kommission“ der Offiziersstellen durch Kauf erworben wurde. Denn so häßlich das scheint, entspricht es doch nur der deutschen modernen Bedingung eines „Zuschusses“ von Hause und den Stipulierungen über Mitgift bei Eheschließung: Bedürftige, die bloß von ihrer Gage leben müssen, will man nicht aufnehmen. Bedenklicher war schon, daß es früher keiner oder nur unerheblicher Examina bedurfte, um Offizier zu werden. Auf solche Weise wurde das britische Offizierkorps ein bloßer Unterschlupf für den Adel. Seither hat man dies aber derart verändert, daß rigorose Examina für Armee und Marine

nur noch sehr schulmäßig Gebildete durchlassen. Mancher absolviert sogar vorher ein Universitätsjahr in Oxford. Daß gerade in den immer noch feudalen Garderegimentern sehr häßliche Boykottierungen mißliebiger „Bücherwürmer" oder zufällig hineinverschneiter bürgerlicher Outsider noch jüngst vorkamen, zeigt die Unausrottbarkeit der Roheit, die mit jeder Feudalität verbunden. Dringt aber so etwas an die Öffentlichkeit, so werden solche gewalttätige „practical jokes" schwer bestraft, und im allgemeinen darf man rühmen, daß der britische Offizier sich wie ein vollendeter Gentleman beträgt. Er will überhaupt in erster Linie nicht Offizier, sondern Gentleman sein. Das deutsche bedientenhafte Ertragen einer besonderen Offizierskaste wäre den Engländern undenkbar, und es hat tiefe Bedeutung, daß der britische Militär nur im Dienst den Waffenrock trägt, sonst höchstens auf Maskenbällen, aber stets in Zivil ausgeht, um nicht unverständig aus dem Rahmen der bürgerlichen Gesellschaft herauszufallen und mit einer Ausnahmestellung zu protzen, die ihn niemand in der Kulturwelt zugesteht. Wir selbst haben sogar einen sehr hohen General einst in seinem eigenen Amtszimmer in Zivil angetroffen. Schon Wellington kommandierte bei Talavera und Waterloo in der Ziviltracht eines Gentleman! Welch inneren Widerspruch oder vielmehr welch wertvollen Fingerzeig haben wir darin, daß das einzige Land, das aus demokratischen Gründen die angeblich demokratische allgemeine Wehrpflicht der Kaserne nicht kennt, für sein Söldnerheer gleichwohl das bescheidenste und bürgerlich-gesittetste Offizierkorps hervorbringt! Den heutigen britischen Offizier darf man also nicht mit dem früheren verwechseln, der im wesentlichen nur Dienst und Sport kannte oder als Salonlöwe glänzte. Auch hier hat Verbürgerlichung

des Wehrwesens den Wert bedeutend gehoben. Daß das ultrafeudale Offizierkorps Wellingtons [1]) trotz seiner im ganzen ungenügenden Vorbildung — denn der lange Garnisonsdienst von Jugend an zählt wenig — so gut abschnitt, hängt mit jener Psychologie des Heeresgeistes zusammen, wonach ein wirklicher Feldherr aus Offizieren und Gemeinen — selbst bei zuvor verlottertem Zustand — sofort Ungeahntes herausholt. Da aber in Deutschland, was in Frankreich, Österreich, Italien, sogar in Rußland und heute in England in diesem Grade wegfällt, der Adel nach wie vor besondere Bevorzugung in der Armee verlangt, so sei diese Frage jetzt von historischer Rotunde erledigt.

Es ging einmal eine Millionenbettelei in deutschen Gauen herum, der verarmte Adel könne nicht ohne Unterstützung der Gesellschaft die Uniform tragen, wozu er doch bestimmt sei. Man sei verpflichtet dafür zu sorgen, da nur besagte Junker geborene Offiziere seien, nur sie verständen das Geschäft. Seit wann denn hauptsächlich? Traditionen eines Kriegsadels verblassen so bald. Seit der Renaissance traten meist Bürgerliche an die Spitze der Kondottieri und Landsknechte, ein gut Teil österreichischer Aristokratie besteht aus Nachkommen geadelter Kriegsabenteurer, noch Feldmarschall Loudon, selbst ein Ausländer von dunklem Herkommen, konnte sich auf seinen Adel nichts einbilden. Immer wieder zieht man Friedrich den Großen, den Verächter

[1]) Nach Waterloo mußte der ganze hohe Adel in Trauer gehen. Noch der letzte heil davonkommende Offizier des Stabes, Major Percy, war ein Bruder des Herzogs von Northumberland. U. a. fiel auch Lord Byrons Vetter Lord Howard, beide Söhne des Herzogs von Richmond bluteten, die Earls Uxbridge und Somerset wurden Krüppel.

aller Vorurteile, als Kronzeugen dafür an, daß nur der Adel das nötige Ehrgefühl besitze. Doch wir sahen, daß er einfach mit der realen Notwendigkeit rechnete, weil der hochaufstrebende Bürgerstand sich dem rüden Lagerton nicht anbequemen wollte. Übrigens gab sich der oft halbbarbarische Junker keineswegs freiwillig dazu her, sein Prügelrecht gegen Leibeigene jetzt als Fuchteldisziplin ausüben zu sollen. Eben hütete er noch das liebe Vieh, da zog man ihm schon den bunten Rock an, um seine Bärenhäuterkraft dem Gemeinwohl dienstbar zu machen, impfte ihm die militärische Ehre ein und versicherte ihm, daß er als Entgelt bei Hofe vorangehen solle. Sein aufgezüchtetes Pflichtgefühl entsprang nicht besonderem Ehrgefühl, sondern der Furcht und Ehrfurcht vor dem großen Herrscher. Jeder echte Feldherr formt sich ein treu ergebenes Offizierkorps: Hannibals Mietlingsführer, wahrlich keine Junker, gaben hierin Friedrichs Blaublütigen nichts nach.

Im übrigen hat sich der Adel zwar im ganzen mit Blut und Gut dem Staate geopfert, doch taten die Bauern dies etwa weniger, die sich zur Stunde der Not oft freiwillig wie die oberschlesischen Weber zur Fahne drängten und in ihren Landesgemeinden — wie denen im Kreise Wesel — jeden ächteten, der als Deserteur zur Heimat zurückkehrte? Nun hatte obendrein die Leistung des preußischen Adels eine bedenkliche Rückseite. Denn gerade zum höheren Adel gehörten ausschließlich jene Lauen, Zweideutigen, Nörgelnden, Verdächtigen, über die Friedrich zu klagen hatte. Übrigens stellten keineswegs ausschließlich Adelsfamilien den Offiziersersatz. Die Artilleriekommandanten waren Bürgerliche, Möller und Dieskau erst später geadelt, ebenso die Husarengenerale Werner, Meyer, Warnery, in der Zorndorfverlust-

liste finden wir zwei bürgerliche Oberstleutnants. Wir sagten schon, daß Ähnliches auch beim Jenaheer vorlag. Freilich hatte 1813 — auch ein Merkmal, wie der Feudalismus den „Befreiungskrieg" auffaßte — selbst die Landwehr zu viel adelige Stabsoffiziere, ein hier als Bataillonschef tapfer gefallener Gerichtspräsident hieß immerhin Graf Wedel. Doch alle ihre Subalternoffiziere und auch ein Bruchteil bei den Reserveregimentern waren Bürgerliche. Zwei Leute aus niederstem Stande, Reyher und Giese, gelangten nachher zu sehr hohem militärischen Range. Nun versucht zwar bis heute die Kastenlegende, die Leistung der Landwehr und ihrer improvisierten Bürgeroffiziere zu schmälern oder zu verdunkeln. Doch dies hält vor der Forschung so wenig Stich, daß selbst der neueste offizielle Historiograph des Befreiungskrieges, Major Friedrich, kleinlaut zugibt, bei Dennewitz habe Bülows Landwehr einfach musterhaft gefochten. Seine Bemängelung der bisher stets gefeierten Landwehr Tauentziens beruht auf Entstellung der Tatsachen. Bei Wartenburg, wo man stets nur das Leibregiment nennt, usw. standen die braven Milizen, deren Offiziere und Gemeine in Menge fielen, so daß nach Möckern 15 Landwehrbataillone auf 8 einschrumpften, den Linientruppen nirgends nach. Bei Ligny muß man dem 3., 4. und Teilen des 1. Landwehrregiments (Ostfriesen, Westfalen) gradezu den Preis zuerkennen, ein Landwehrbataillon deckte heroisch den Rückzug, die Ostfriesen bewahrten bei Ankunft in Wavon allein noch Geschlossenheit, indes alle Linienregimenter durcheinandergesprengt; Landwehrreiter retteten Blücher persönlich. Bei Wavre focht die kurmärkische Landwehr, die schon bei Hagelsberg so wacker draufging, erstaunlich brav. Bei Waterloo hatte nur ein Linienregiment größere, alle anderen viel kleinere Verluste

als das 1., 2., 3. Schlesische Landwehr. Überhaupt bestand Blüchers Heer, das am 18. Juni gradezu Beispielloses an Marschenergie und seelischer Entschlossenheit vermochte, zu zwei Dritteln aus solcher Miliz! Nun ist bezeichnend, daß man am Schlußtag der Leipziger Völkerschlacht die Landwehr ins Hintertreffen verwies, damit sie nur ja nicht an der Siegeinheimsung teilhabe, daß aber das Königsberger Landwehrbataillon Friccius sich trotzdem nicht nehmen ließ, zuerst das Grimmaische Tor zu erstürmen, wie heut noch das Leipziger Fricciusdenkmal ganz richtig verewigt. Die faule Intrigue, seither einen Linienmajor v. Mirbach vorzuschieben, der zuerst mit pommerschen Füsilieren dort eingedrungen sei, ist des Militarismus würdig. Es läßt sich dies unwiderleglich zurückweisen und es genügt festzustellen, daß das nur 450 Mann zählende Bataillon Friccius beim Sturm 6 Offiziere, 183 Mann opferte, davon 100 Tote! Von den Offizieren fielen Regierungsrat Motherby, Referendar Warnowski, Kaufmann Dulck als Helden, die drei anderen wurden zeitlebens invalide, und allen übrigen, Held Friccius voran, „waren ihre Kleider von Kugeln zerrissen" (Beitzke). Wo blieb denn hier überall das überlegene Ehrgefühl, die größere Pflichttreue und Aufopferung der adeligen Berufsoffiziere? Wo blieb ihre bessere Leitung der Mannschaft angesichts der unübertroffenen Bravour und Gewandtheit der Milizmänner im ganzen Befreiungskrieg?

Zur Beschaffung eines tüchtigen Offizierkorps scheinen also weder Kasernendrill und Kadettenkorps der Berufserziehung, noch auch Traditionen eines Kriegsadels nötig, der günstigstenfalls in Vaterlands- und Ehrliebe nur mit den Bürgerlichen wetteifert! Der letzte Zweifel hierüber schwindet ja angesichts der großen Revolution, wo jenes De-

kret, das alle adeligen Offiziere ausmerzte, nur der Marine schadete, da hier nautische Erfahrung erforderlich und jetzt viele zivilistische Landratten unverfroren das Meer betraten. Gleichwohl hielt sich diese „ruinierte" Revolutionsflotte im Kanal 1794 am sogenannten „glorreichen 1. Juni", der gar nicht so glorreich für England ausfiel, weit besser, als je zuvor die weiland aristokratische Marine. Ferner befand sich noch bei Abukir nur ein einziger Adeliger (der heldische de Petit Thouars) unter den acht schwerverwundeten Kapitänen und bei Trafalgar k e i n e r, obschon die Schiffsbefehliger dort kräftiger und heroischer fochten als je zuvor und doch erst seit 1792 eingestellt sein können, da vorher alle Marineoffiziere Adelige waren. Selbst auf diesem Gebiete also, wo man allenfalls die Wichtigkeit vererbter Berufstraditionen glauben sollte, erwiesen sich die traditionslosen Neulinge ebenbürtig, ja überlegen. In Napoleons Armee gab es, wie schon erwähnt, einige altadelige Generale (z. B. Caulaincourt, St. Germain, Roussel), auch Regimentskommandeure wie Marquis Fésenzac, wie der bei Jena gefallene Lamoth-Houdard, der bei Waterloo gefallene Marquis de Cubières. Mit diesen wenigen Namen erschöpft sich die ganze Liste adeliger höherer Offiziere in der berühmtesten aller Armeen. All die andern weltbekannten Marschälle und Generale mit ganz wenigen Ausnahmen stammten günstigstenfalls aus dem Kleinbürgertum, oft aus der sogenannten Hefe des Volkes. Da gab es Kellner (Murat), Färberlehrlinge (Lannes), Dorfnotarschreiber (Soult), Hausierer oder Böttchergesellen (Ney), Kommis (Oudinot), Vagabunden (Massena), Unteroffiziere aus untersten Volksschichten (Hoche, Augereau), ferner Maler (Gouvion, St. Cyr), Bildhauer (Franceschi) usw. Traditionsloser konnte man nicht sein!

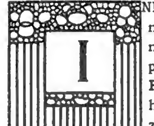
So hat auch in den Heeren von 1870/71 der französische Adel sowohl in Reihen der kaiserlichen als der republikanischen Aufgebote zwar seine ererbte Bravour bewiesen, doch wahrlich nicht stärker, als die hundertmal zahlreicheren bürgerlichen Offiziere, und mit nichten je irgendwo eine reifere Berufstüchtigkeit. Was aber das Ehrgefühl anbelangt, so berührt es sonderbar, daß gerade die Adeligen Marmont, Nansouty, Bourmont als schändliche Verräter des Nationalkaisers zum Feinde überliefen und die französische Armee befleckten, wie diese nachher bei Marmonts lebenslänglicher Verbannung, der in der Julirevolution natürlich auf das Volk schießen ließ, es offen aussprach. Auch der kühne Vicomte Roussel focht 1809 als österreichischer Reiterführer gegen seine Landsleute, lief aber dann wieder zu Napoleon über. Und wer lieferte 1806 so schimpflich Festungen aus? Lauter Herren mit bekannten Junkernamen wie Kleist, Ingersleben usw. Wer blamierte sich bei Auerstädt und streckte feige die Waffen bei Zehdenik im freien Felde? Regiment Gendarmes, die Blüte des Junkertums. Der König legte bekanntlich in der Tilsiter Zeit einen wahren Groll gegen jeden adeligen Uniformträger an den Tag. Nicht ehrliebende Junker, sondern ehrliebende Bürger verteidigten Kolberg, auch die relativ tüchtige Verteidigung von Danzig wurde nur durch Aufopferung der Bürgerschaft möglich.

Die Fabel, traditionelle Erziehung des Adels zum Waffenberuf sei zur Schaffung eines gesunden Offizierkorps erforderlich, entbehrt also jeder Begründung. Es liegt keinerlei nationales Bedürfnis vor, den Junkern mit mildtätigen Spenden unter die Arme zu greifen, auf daß kein teures Haupt einer so angemessenen Karriere verloren gehe. Denn d i e Ehrliebe

und Gesinnung, welche in solchen Kreisen erb- und eigentümlich gezüchtet wird, läuft auf sklavischen Royalismus und exklusiven Kastenhochmut hinaus. Dies mag der Monarchie recht bequem und angenehm sein, das Volk aber hat keinen Grund, in seinem Volksheer, für das jeder entweder mit schweren persönlichen Opfern oder mindestens als Steuerzahler aufkommen muß, ein veraltetes Element sorgsam zu päppeln. Als Leibgarde gegen den inneren Feind wäre ja eine junkerliche Offizierskaste schon aus eigenen Interessenmotiven besonders brauchbar, sonst aber besitzt sie wahrlich nur fiktive Vorzüge!

Unstreitig drückte der Adel seine Weltanschauung dem gesamten Offizierstand auf, und die große Zahl Bürgerlicher in der Armee paßte sich einfach dem Milieu an, das im Offizier den modernen Ritter sieht. Und es bleibt dabei, daß die Bürgerlichen hauptsächlich in Artillerie, Train, sonstigen Nebenzweigen und unansehnlicheren Linienregimentern vertreten sind, nur dort Aussicht auf Avancement haben, dagegen in allen bevorzugten berühmten Regimentern und in der ganzen Kavallerie bürgerliche Geburt das Fortkommen erschwert. Es gibt glänzende Reiterobersten, die als solche abgingen, weil sie als Bürgerliche keine Brigade erhielten. Beim Gardesturm auf Chlum und St. Privat hatte man noch manchen Bürgerlichen — man kann es auch in der Verlustliste nachsehen — später behielt man dort nur e i n e n Renommier-Bürgerlichen, um ihn demokratischen Anzapfungen entgegenzuhalten, einen vorzüglichen Offizier, der aber später geadelt wurde. Denn hier haben wir ja den kräftigsten Beweis für die Identität von deutscher Adels- und Offizierskaste, daß jeder, der wegen besonderer Tüchtigkeit zu höherem Range avanciert, den Adel erhält.

Das System des Militarismus



NDEM wir uns dem Grundsitz des Übels nähern, können wir nicht umhin zu vermerken, daß wir in jahrzehntelangen persönlichen Fehden kriegsgeschichtlicher Forschung bessere Gelegenheit als andere hatten, zu erkennen, wo der Kampf einzusetzen, wo die Sonde anzulegen sei. Das sind allerdings Dinge, von denen die Kindereien der antimilitaristischen Belletristik nichts melden. Unsere eigene Haltung ist dem Berufsdünkel deshalb so peinlich, weil er, so lange er bei der Wahrheit bleibt, gegen uns nicht mit dem Vorwurf unwissender „liberaler“ Verranntheit bei der Hand sein kann, die blind und toll nicht eben d i e s System des wirklichen Militarismus, sondern den Kriegerstand überhaupt befehdet. Faselnde Frauenzimmer oder alte Weiber in Männerhosen, ästhetische Schwätzer ethischer Kulturen und Friedensligen predigen rührend Krieg dem Kriege, Abscheu vor jeder Betätigung der Waffen. Wir aber wundern uns umgekehrt, daß der erlauchte Stand, dessen Tugenden uns warm am Herzen liegen, so viele Streber und Schergennaturen ausbildet, an denen alles Noble des Berufs verloren geht, die aus der Uniform nur Eitelkeit, aus dem Säbel nur Brutalität, aus dem Kommando nur kindische Selbstüberhebung ableiten, deren Knechtsseele nur Polizeigesinnung für die Machthaber nährt. Ein anständiger Degenträger fühlt heut beklommen, daß er wohl nie mehr ehrenvollen Kampf gegen den Landesfeind erleben, daß den bewaffneten Frieden kein Festlandkrieg je unterbrechen wird, weil die Regierungen aus Angst vor der Revolution unter sich als eine verschwägerte

Internationale den unausgesprochenen Rütlischwur im Busen bergen, auch für große nationale Interessen nicht das Schwert zu schwingen.

Unter solchen Umständen muß der Offizier sich sagen, daß er seinen Beruf verfehlte, Zeit und Mühe vergeudet, nutzlos sein Tagewerk treibt, da das einzig Verklärende, Betätigung des wahren Kriegertums, ihm ewig versagt bleibt, und daß er lediglich dazu dienen soll, die bestehende Ordnung mit all ihren Gebresten, unter denen er selber oft sozial zu seufzen hat, künstlich aufrecht zu halten. Manche trösten sich mit Sophismen oder skeptischem Achselzucken darüber weg, minder Anständige kennen nicht das Gefühl der Scham und betrachten ihr eitelkeitförderndes Metier als bloßen Lebensunterhalt maschinenmäßig. Doch manche gibt es, die inneren Groll über verkümmertes Dasein nicht abschütteln können und erbittert ihre naive Jugendliebe begraben, wo sie das Soldatenspielen für etwas Hohes und Ideales hielten. Welche Seelentragödien verbergen sich hier! Hochgebildete vornehmdenkende Männer — und solcher gibt es im Heere vielleicht noch mehr als man ahnt — unter dem eisernen Joch verschrobener Erziehung! Erwachen sie zu politischer Reife, zu vorurteilsloser Weltanschauung, wie unvereinbar ist diese Selbständigkeit mit ihrer Kaste![1]) Die Psychologie des Militarismus birgt eben Probleme, von denen die Schulweisheit sich nichts träumen läßt. Die Zwitter- und Sonderstellung des „Standes" kommt erst den Pensionierten recht zum Bewußt-

[1]) Bezeichnend scheint, daß der treffliche General v. Kretschman, ein sehr hochgestellter Kriegsmann, sich zuletzt mit seiner sozialistischen Tochter aussöhnte, offenbar weil er seither im Alter über Vieles nachdachte. Doch, wohlgemerkt, ist dies ein Veteran von 1870, ein wirklicher Krieger.

sein, die ein Kriegsminister als „Gift für die Armee" bezeichnete. In welche Charakterschwächungen die Auslieferung jeder sittlichen Unabhängigkeit an ein unsittliches System verstrickt, davon wissen alle ein Lied zu singen, die aus der Schule plaudern.

Bei der Beurteilung des sozialen zweifarbigen Uniform-Milieus fällt objektive Unbefangenheit durchaus nicht leicht. Bei belletristischen Anzapfungen haben wir entweder aufbauschende Verallgemeinerungen („Jena oder Sedan?") oder konstruierte Unmöglichkeiten („Rosenmontag"); als ob es unter Kameraden ganz egal wäre, aneinander Schurkenstreiche zu verüben, und als ob Vorgesetzte wegen Privatliebschaften einen dienstlichen Ton anschlagen dürften. Zu pamphletarischen Modellstudien gibt eine kleine oder große Garnison (Bilse und Schlicht) gleichgültigen Anlaß. Immer werden dabei nur belanglose Fleckchen des bunten Tuches abgespiegelt, nicht seine klaffenden Risse. Der Philister soll das Gruseln lernen über so viel marklose Verlotterung, die sich mit schlichtem Abschied aus dem Leben drückt und zur großen Armee ins Jenseits abmarschiert, wenn sie nicht länger über bürgerliche Moral wegtrampeln kann. Pfui, wie schön! Doch der Mehrzahl verarmter Junker fehlt es ohnehin am nötigen Kleingeld, um sich standesgemäß zu ruinieren, und der Hauptoffiziersersatz stammt ja heut aus dem Schoß der höheren Bourgeoisie. Also trifft der Vorwurf besonderer Liederlichkeit schon gar nicht die eigentliche Offizierskaste der traditionellen Militärfamilien, sondern weit mehr die hineingelangten Outsider, in deren Kapitalistenkreisen die Unsittlichkeit erst recht wuchert.

Die Voraussetzung, das Offiziersmilieu brüte von vornherein maßlose Erotik aus, läßt sich schon physiologisch

widerlegen, da die fortwährende körperliche Anstrengung den Trieb ableitet und außerdem jeder Skandal hier gleich den roten Kragen kostet. Wenn es trotzdem an schlimmen Ausschreitungen nicht fehlt, so hängt dies nicht mit dem Berufsleben an sich, sondern mit dem geisttötenden System zusammen, das jede Eigenart unterdrückt, jedes Streben nach höherer Bildung beargwöhnt und so eine Atmosphäre geistiger Verkümmerung verbreitet, deren Langeweile zuletzt dem Offizier nichts anderes als grobsinnliche Vergnügungen übrig läßt. Deshalb verlockt auch die öde Eintönigkeit des Kasinolebens, sofern die jüngeren Offiziere nicht Ball-Zerstreuungen im Schweiße ihres Angesichts absolvieren, zum Jeu, obschon auch hier die Pön für Spielschulden viel ernster als in andern Kreisen und Reinlichkeit seiner Geldverhältnisse eine Existenzfrage des Unglücklichen ist, den sein Milieu unwillkürlich dem Spielteufel in die Arme trieb und den doch Entkleidung von der Uniform einfach vernichtet, weil er zu jedem andern Berufe untauglich ist. Ein unbekannt gebliebener Autoroman eines früheren Offiziers schildert die qualvolle Erkenntnis eines braven jungen Mannes, der freiwillig die Uniform abzieht, um sich eine gedeihlichere bürgerliche Erwerbssphäre zu suchen, daß jedermann, wo er anklopft, ihm nur mit Vorurteil und Abneigung begegnet.

Unsere These, daß der Soldatenstand von jeher nur als notwendiges Übel gegolten habe und außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft gleichsam in ein Ghetto zwangsweiser Exklusivität gesperrt worden sei, bewahrheitet sich also selbst noch für unsere militärverseuchte Zeit. Es muß einen objektiven Menschenfreund erschüttern, den traurigen Sturz mitanzusehen, wie der einst so eitle und selbstbewußte Uniformträger nur noch als Versicherungsagent und Champagnerreisender

sein Leben fristet, falls er nicht gar in die Niederungen des Buchmachertums und anderer Sportbetriebe versinkt. Diejenigen erwählen im Grunde das beste Teil, die wegen allzu schmutziger Geschichten gleich den Sprung nach Amerika wagen und dort wie jeder beliebige andere Deklassierte als Kellner und Stiefelputzer sich durchbringen.

In dem besten und daher natürlich unbekanntesten Offiziersroman, „Der Rebell“ von v. Oppeln-Bronikowski, wird auch die Frage angeschnitten, wie wenig der berühmte Esprit de corps bedeutet, wie die gepriesene Kameradschaft durch Streberei in die Brüche geht. Das ist auch nicht anders möglich, solange das Prinzip als Grundregel besteht, der Vorgesetzte habe gleichsam von Gottesgnaden immer Recht, und der Untergebene habe sich zu ducken und alles hinunterzuschlucken. Schlichts gefällige und witzige Humoresken veranschaulichen es oft urkomisch, und Roda-Rodas Satire „Der Feldherrnhügel“, wo die von keiner Sachkenntnis getrübte Manöverkritik eines hohen Herrn alle Listen eines durchaus seine Entlassung erzwingenwollenden Obersten zu schanden macht und das berechtigte Verdammungsurteil seines Korpskommandeurs sofort untertänigst ins Gegenteil verkehrt, enthält eine bittere Wahrheit. Überhaupt läßt es tief blicken, daß nicht die oberflächlichen Anzapfungen zivilistischer Autoren, sondern die Beichten sachkundiger früherer Offiziere das Treiben stehender Heere am ärgsten kompromittieren. Stehender Heere — denn es bedarf keines Nachdenkens, keiner Begründung, daß alle oben gerügten Übel sich niemals in einem wirklichen Volksheer, sondern nur in den „stehenden“ Cadres entwickeln können. So grimmig wie gewesene Offiziere, die an eigener erlittener Unbill würgen, würden wir nie über das Offiziertum herfallen.

Merkwürdigerweise halten sich antimilitaristische Offizierschriftsteller freilich stets der Hauptanklage fern, daß die Mannschaften, in logischer Fortspinnung der Unart, daß man nie gegen Vorgesetzte Recht bekommt, ruppigen Unteroffizieren wehrlos überliefert werden. Soll dieses Übersehen eines so besonders gravierenden Punktes vielleicht darauf hindeuten, daß Offizierserfahrung sich hier nicht mit der üblichen Auffassung deckt, oder daß Offiziere persönlich nur selten von Mißhandlung der Leute Kenntnis erhalten? Gewiß benötigt der Heeresdienst ein gewisses Maß natürlichen Gehorsams und manchmal mögen auch böswillig übertriebene Anschuldigungen von renitenten Rekruten erhoben werden. Das endlose Wiederkäuen e i n e s Falles entspricht aber nur der Heuchlerpose des Systems. Denn nicht nur wird die ungeheure Mehrzahl der Fälle bewiesen, und zwar trotz aller Vertuschungsversuche der Kriegsgerichte, sondern viele bleiben ungeahndet wegen verzweifelter Überzeugung der Mannschaften, daß gegen dies Unterdrückersystem ja doch keine Klage fruchte. Die laxe Bestrafung der Schuldigen oder das Bestreben, sadistische Ausschreitungen einzelner Offiziere — Ausnahmefälle allerdings — als Geistesstörung auszulegen, vereint sich mit lächerlicher Barbarei, jede Respektsverletzung gegen Soldatenschinder als Kapitalsverbrechen zu züchtigen, und erinnert wahrlich an Zeiten der Leibeigenschaft.

Doch immer wieder erkennen wir, daß nicht das Offiziertum als solches, sondern nur das System verantwortlich ist. Denn ein Fond von Bildungsstreben und geistiger Kraft nicht nur, sondern auch von humanerer unbefangener Gesinnung muß in den so verpönten Offizierskreisen stecken, da so erstaunlich viele den Degen mit der Feder vertauschen und fast durchweg dabei eine den Literatendurchschnitt überragende

Begabung entfalten. Liliencron, Ompteda, Polenz, Stratz, beide Zobeltitz, der Maeterlinck-Übersetzer Oppeln-Bronikowski usw. übertragen nicht nur die anerzogene Schneidigkeit, Forschheit, Strammheit auf die Literatur, sondern bereichern sie auch mit eindringlicher Lebenserfahrung. Auch bedarf es für denjenigen, der mit diesen Kreisen Berührung hatte, solcher augenfälligen Proben nicht. Denn gewöhnliche Erfahrung lehrt, daß man neben manchen stumpfsinnigen Gecken überall Uniformträgern begegnet, die sich durch innige Vorliebe für Literatur und Kunst bemerkbar machen. Es wäre sogar ungerecht, verkennen zu wollen, daß sich solche vornehme Gestalten keineswegs, wie bürgerliches Vorurteil wähnt, bloß unter bürgerlichen, sondern öfters vorzugsweise unter adligen Offizieren befinden. In dieser Hinsicht tut man besonders der Garde Unrecht, wo die ständige Berührung mit Berliner Hochkultur ein ödes Kommißwesen nicht aufkommen läßt. Jener „Jardeoffizier", wenn er jemals als Karrikatur existierte, starb lange aus, und die Edelsten der Nation, mag man noch sehr über diesen Anspruch lächeln, befleißigen sich ausgezeichnet verbindlicher Formen. Die meisterhaften Thöny-Zeichnungen des „Simplizissimus" erwecken manchmal in Offizierskreisen ungeschminktes Vergnügen und unbändige Heiterkeit, weil die Typen an sich gutgetroffen und keineswegs karrikiert sind. Das Gemeinschädliche vom Offiziersstandpunkte besteht nur darin, daß die ewigen Ausfälle der Witzblätter — selbst die ehrwürdigen „Fliegenden Blätter" nehmen von jeher den Offiziersdandy aufs Korn — dem Publikum suggerieren, diese aus der Wirklichkeit herausgeschnittenen drastischen Typen seien typisch für den ganzen Stand. Dagegen kann nicht scharf genug Protest erhoben werden, und wir, die wir hier nur ein Amt

und keine tendenziöse Meinung haben möchten, würden den Grundsatz vornehmer Objektivität verletzen, wenn wir unserer berechtigten Schärfe gehässige Übertreibung beimischen würden. Unser Haß gilt dem System und nicht den Menschen eines ehrenwerten Standes, die meist nach bestem Wissen ihre Pflicht zu tun meinen, oft mit herberem Pflichtgefühl als Menschen bürgerlicher Berufe. Doch welch Symptom für die Stimmung des Bürgertums bietet diese ständige Rubrik der Witzblätter in Offiziersverhöhnung, welche unausrottbare Abneigung der Nation gegen den Militarismus entpuppt sich hier! Und es wäre Unterschlagung der Wahrheit, wenn wir nicht einem System Fehde ansagen würden, das u. a. das Duell als so unumgängliche Stütze der sittlichen Weltordnung hochhält, daß ein verdienter General, wie er in einem als Manuskript gedruckten Auto-Roman darlegt, wegen Vergehens gegen die Standesehre geschaßt wurde, weil er privatim gesellschaftlich seine Bedenken dagegen aussprach.

Wir könnten hier einen Fall aus der Versenkung auftauchen lassen, der einst unliebsames Aufsehen erregte und den man, als Bebel im Reichstag darauf zu sprechen kam, unter nichtssagenden Redensarten begrub: das zur Strecke bringen des bekannten Militärschriftstellers Hoenig, Hauptmann a. D. Aus unserer gründlichen Kenntnis der Umstände würde ein überaus reizvolles Kapitel sich zusammenfügen, doch entzieht sich dies dem Rahmen dieses Buches. Das Pikante liegt hier darin, daß Hoenig selber den Offizierstic vertrat und am liebsten als oberster Offiziosus gewirtschaftet hätte, so lange ihm Caprivis Gnadensonne lächelte. Doch er beging das unsühnbare Verbrechen, dem System unbequem zu werden, weil seine historische Kritik der offiziellen Literaturfabrik des Großen Generalstabs lästig fiel. Wohlgemerkt

hatten wir längst zuvor die Unrichtigkeit jener Hoenigschen Darstellung nachgewiesen, um die er als Opfer des Systems fallen mußte, und es gereicht den Militärkreisen nicht zur Ehre, daß jemand eine glänzende literarische Laufbahn auf einem durchaus verfehlten Opus (Hoenigs „Zwei Briganten") aufbauen durfte, ohne daß irgendwer dagegen Einspruch erhob, bis endlich der gottverfluchte „Zivilstratege" den Bann brach. Jetzt folgte plötzlich der Generalstab errötend seinen Spuren und zollte jene Anerkennung, welche Unwahrhaftigkeit allzeit der Wahrheit darbringt, durch plagiatorisches Aneignen. Nun, Gedankeneier des „Zivilisten" ungeschickt ausbrüten und als eigene Geburt von unwissender Reklame begackern zu lassen, heischte ja ein Angebinde kritischer Kuckuckseier, die ins offizielle Nest zu legen wir uns gehorsamst erdreisteten.[1]) Der Nachweis, daß wir hier das System in seiner Pracht vor Augen haben, die Zerfaserung des unerhörten Selbstmandats des Generals v. Bernhardi und der öffentlichen ehrabschneiderischen Verrufserklärung, weil der halbblinde Invalide Hoenig sich wegen durchaus erlaubter historischer Kritik nicht mit ihm und Oberst v. Schwartzkoppen schießen wollte, nebst ehrengerichtlicher Aberkennung der Uniform wegen wahrhaft großzügiger Auffassung des Duellrechts für Verstorbene, mutet wie ein Feudalbild aus dem tiefsten Mittelalter an. Das System macht immer ganze Arbeit, setzt den vollen Dienstapparat in Bewegung, um einen Todesmatten mit Rechtsbeugung niederzuhetzen, und der Moloch steht wieder einmal triumphierend auf einer Leiche.

[1]) Unsre Schriften „Der Kampf bei Mars la Tour", „Gedankenübertragung beim Generalstab", „Die Wahrheit über Mars la Tour" und zum Vergleich Heft 25 der Einzelschriften des Generalstabs entrollen ein anmutiges Bild für Sachkenner.

So behandelte man im 20. Jahrhundert einen schwerverwundeten Träger des Eisernen Kreuzes, einen Autor von europäischem Rufe. Aber wenn Anziehen der Subordinationsschraube das tauglichste Mittel wissenschaftlicher Polemik, gleichwie die Inquisition alle Ketzer vermittels Scheiterhaufen überführte, so besaß Hoenigs Brandmarkung als Lügner und Feigling noch einen besonders tragischen Beigeschmack. Er hatte nämlich einmal in einer Polemik wider uns versichert, seine Kameraden bei Mars la Tour seien die schönste Erinnerung seines Lebens, und ihrer stets mit Wärme gedacht. Siehe da! Unter Pression des Generalstabs stellten diese selben Kameraden ihm jetzt ein Bein und halfen durch verworren widerspruchsvolle, doch sämtlich mißgünstige Aussagen ihm einen Strick drehen, der sofort bei festem Zupacken der Logik in tausend Stücke reißt. Solche Liebedienerei bis zum Verleugnen alter Freund- und Kameradschaft heischt das unerbittliche System.

Freilich lernten wir aus einem andern Fall, daß Edelste der Nation den hochnotpeinlichen Ehrbegriff recht wie Freigeister im Sinne Falstaffs umgehen, schimpfen und revozieren, daß es eine Lust ist zu leben. Das System aber mag sich zu seiner Festigkeit gratulieren, da sogar ein tadelloser Dichter als vereideter Sachverständiger kontra Graf Baudissin-Schlicht für völlige Makellosigkeit des gesamten Offizierkorps plädierte. Denn jeder Ankläger von Mißbräuchen wird a tempo niedergeschrien, alle Träger von zweierlei Tuch werden mit Gewalt als unantastbare Adelsmenschen gestempelt, und „des Königs Rock" wird wie der heilige Rock von Trier als Sinnbild höheren Menschentums angebetet, während er oft nur eine feile Bedientenlivree der Machthaber bedeutet und das Militär zu jedem ehrlosen feigen Staatsstreich wie dem Dezemberputsch

Louis Napoleons mit Wollust Ja und Amen sagen soll. Wahrlich kein Zufall, daß das französische Offizierskorps, wenn auf republikanische Staatsform vereidigt, allemal zäsaristische oder royalistische Neigungen in seinem Schoße nährte, daß es den Kommuneaufstand benützte, um erneut antirepublikanische Stimmung in die kaum gegründete Republik hineinzutragen. Mac Mahon und später Boulanger waren nur zu unbedeutend, um eine Diktatorrolle zu spielen und wieder den Übergang zur Monarchie einzuleiten, den Trieb dazu verriet der Militarismus aber noch beim Dreyfushandel, wobei der Säbel obendrein verständnisvoll sich mit dem Weihwedel verschmolz. So scheint also von jedem stehenden Offizierkorps ein angeborener Berufseifer für Thron und Altar unzertrennlich. Als gradezu klassisch möchten wir den Ausspruch des bekannten Statistikers Major Kunz, der sich aufs Bewundern von Gambettas Organisationsgenie verlegte, niedriger hängen: dieser Zivildiktator sei eben doch nur ein Parlamentarier (wie Cromwell!) gewesen, ein Prinz von Orleans würde die Franzosen ganz anders begeistert haben!!

Überhaupt verdient die offiziöse Militärschriftstellerei nähere Betrachtung als wertvolles Symptom. Das Selbstlob dieser Kreise pocht auf besonderes Feingefühl für feine Sitte (vom Kaliber des Januschauers, der im Reichstag berechtigte Festnagelungen mit Duellherausforderung beantwortete). Man muß mit ihnen literarisch zu tun gehabt haben, um das schmutzige Wasser zu kennen, mit dem hier gekocht wird. Wenn deutsche Offiziere mit ihrem zarten Ehrgefühl kritischverwegen oder sonst polemisch den Federdegen schwingen, dann bleibt kein Auge trocken.[1]) Den sonstigen Wert der

[1]) Die ausländische Militärpresse Österreichs, Frankreichs, der Schweiz, Hollands kennt den Rummel schon, weiß auch, was sie

neudeutschen Militärhistorik, die bei Unkundigen als Gipfel aller Weisheit gepriesen wird, schätzt man am richtigsten ab an der weitaus besten Leistung (im Gegensatz zur gänzlich verfehlten Serie über die Befreiungskriege), die dem Generalstab bisher gelang: dem neuen Werk über den Siebenjährigen Krieg, sobald wir es mit dem älteren Mufflingschen (1824 als Manuskript zum Gebrauch der Armee) vergleichen. Den viel feineren stilistischen Schliff und weit gründlichere Archivforschung zugestanden, steht nämlich die neue hinter der alten, technisch unzureichenden Generalstabsarbeit gleichwohl unendlich zurück an geistiger Durcharbeitung und theoretischem Überblick. Das Sinken der Militärliteratur seit Clausewitz, Jomini, Willisen usw. in bezug auf höhere Einsicht in das Wesen strategischer Handlungen wird hier so recht offenbar. Was aber überhaupt diese Darbringungen, besonders über 1870, entwertet, ist das Vorbinden chauvinistischer Scheuklappen. Zum Systeme gehört das Aufpäppeln eines „Prestige", das irgendwie zu mindern auch Moltke als „unpatriotisch" verbot. Napoleons Spruch „Die

---

vom verlogenen Vorwurf unpatriotischer Gesinnung zu halten hat, wenn jemand den Geschichtsfälschungen entgegentritt bei Freund und Feind, wie denn die „France Militaire" mal klagte, sogar Bleibtreu schlage Chauvinistentöne an, die man bei ihm sonst nicht gewöhnt sei. So schickte das vornehmste österreichische Militärblatt mal einer beißenden Auslassung von mir die Erklärung voraus: „Man entnimmt abermals, daß die tödliche Feindschaft zwischen Bleibtreu und der deutschen Militärpublizistik durch unsachliche Polemik hervorgerufen. Anders wäre nicht möglich, daß die deutsche Militärliteratur einen Mann vom Wissen und Können eines Bleibtreu selbst dann ignoriert und beschimpft, wenn sie seine Gedanken adoptiert, und daß andrerseits Bleibtreu von der preußischen Militärpresse immer nur in Ausdrücken der Verachtung spricht."

Geschichte ist konventionelle Fabel" bewährt sich am widrigsten in der Kriegsgeschichte, wo der wahre Forscher sich durchs Gestrüpp brüchigen falschen Materials und „approbierter" Legenden erst induktiv Bahn hauen muß, um dann, durch Divination deduktiv ergänzend, die Wahrheit zu entdecken. Natürlich gilt dies für die Militärhistorie aller Völker. Im Prahlen schießen die Britten den Vogel ab, im Lügen die Russen. Gestehen doch die unpublizierten Memoiren Tschitschagofs (Beresina) zu, daß lügenhafte Rapporte über Stärke und Verluste die eisernen Bestandteile des russischen Systems bilden. Die Wahrheitsverdunklung der Verbündeten in den Befreiungskriegen (vgl. auch unsre Zerpflückung der Aspern-Legende, die neulich bei der Säkularfeier unentwegt aufs neue hergeschwindelt wurde, obschon die zwei besten österreichischen Sachkundigen sich unsere Ergebnisse zu eigen machten) übertrifft weit die so oft angeschwärzte Unzuverlässigkeit napoleonischer Bulletins. Großartiges im Vertuschen, Schönfärben, Zahlenfälschen leistete die deutsche offizielle Geschichtsschreibung in Sachen Metz und Sedan. Dokumentäre Enthüllungen des neuen französischen Generalstabswerkes schweigt man bisher einfach tot, obschon die hier aktenmäßig belegten Ziffern sogar unsere eigenen früheren Beanstandungen weit hinter sich lassen, und der Wirkliche Geheimrat Witz, um mit Heine zu reden, hier sein neckisches Wesen treibt, insofern wir selbst noch harmlos genug blieben, einige besonders dreiste Fälschungen auf Treu und Glauben hinzunehmen. Auch bleibt unser Hohn bestehen: erst schweigt man die Wahrheit tot, dann schlägt man sie tot, aber wenn nichts mehr fruchtet, dann stellt man sich, als habe man es selbst gewußt, und begrüßt das früher Verpönte als eigene Offenbarung. Und wie bezeichnend, daß die trockene

Sachlichkeit des französischen Generalstabswerks, dessen Unparteilichkeit nirgends ihre indirekte Zerstörung deutscher Wahnvorstellungen unterstreicht, deutscherseits kein anderes Echo fand als gereiztes überschwängliches Eigenlob! Kindische Reizbarkeit, falsches Pathos eingebildeter Unfehlbarkeit, kann nur poltern und Fabeln lanzieren, nach vorgefaßter Meinung die Dinge zurechtkneten oder umbiegen. Neun Zehntel aller Kriegsbücher sind öde Nachschreiberei, oft auch Theoretisieren ohne feste Grundlage der Tatsachenergründung. Dies verstrickt dann auch in unheilvolle Trugschlüsse, deren hartnäckiges Einwurzeln sich im Ernstfall schwer rächen kann, während nur genaue Ermittelung der Wahrheit dem deduktiven Instinkt des divinatorischen Ergründers zum Siege verhilft. Überall haperts am Wissen wie an kritischem Nachspüren bei schriftlichen Übungen der durch „patriotische" Gläser schielenden Degenschwinger. Das peinliche Zutagetreten geflissentlicher Beschränktheit frevelt derart, daß man, wenn alle Kriegshistorien in Volapück gedruckt würden, doch stets die Nationalität jedes Verfassers erraten könnte.

Ganz unerträglich wirkt vollends der vom System verlangte Dünkel, als ob Bearbeitung der Kriegslehre nur „Berufsleuten" gestattet sei. Was gehört denn dazu? Erstens umfassendes Wissen, zweitens Geist, drittens objektive freie Weltanschauung. Nun können aber Leute, die ihr Leben praktischem Drillhandwerk widmen, sich unmöglich ausschließlicher wissenschaftlicher Versenkung hingeben. Auch erwählt man selten den Offizierstand, weil man besonderen geistigen Überfluß besitzt! Die Weltanschauung aber bleibt naturgemäß kleinlich und unfrei. Hochmütige Gelehrte wie Delbrück (Fehde mit Boguslawski) möchten daher Militärs untersagen, Geschichte zu schreiben, weil es ihnen an „Me-

thode“ fehle. Solche Überhebung, dem Katheder professorale Alleingültigkeit zuzuschreiben, vergißt immer, daß fast alles Bahnbrechende auf Geistesgebieten von unzünftigen Autodidakten ausging, wie denn die Militärs vergessen, daß z. B. Jomini ursprünglich Zivilist war und erst auf seine Schriften hin von Napoleon in die Armee versetzt wurde, ja daß sogar in Preußen ein Zivilist, Bernhardi d. Ältere, als Militärforscher Ruf genoß und mit geheimen militärdiplomatischen Missionen betraut wurde.

„Praxis“ in untergeordneten Stellungen liefert gar keine, in höheren Stellungen bis zum kommandierenden Korpsgeneral (Schlichting, dies Beispiel sagt dem Wissenden genug) an und für sich auch noch keine Vorbildung weder für Quellenstudien noch für denkerische Durchdringung des Kriegswesens. Da dürften eigentlich nur Feldherren, die selbst Feldzüge führten, Kriegsschriften verfassen, und niemand leugnet ja die grundlegende Bedeutung der Maximen Napoleons, Friedrichs, Erzherzogs Karls, in gewissem Sinne auch Moltkes. Aber Napoleon und Friedrich hatten keine Zeit, eine wirklich wissenschaftliche Geschichte ihrer Taten auszuarbeiten, Friedrichs Geschichte des Siebenjährigen Krieges strotzt sogar von falschen Angaben; Erzherzog Karl, der sonst so Redliche, ließ zu, daß seine schwülstige erste Relation über Aspern, obschon er sie, was niemand zu wissen scheint, später erheblich umstürzte, sich als „Geschichte“ festsetzte; Moltkes kurzer Leitfaden über 1870 leistet mehrfach noch ärgere Übertreibungen (Gravelotte), als das von ihm redigierte Generalstabswerk. Selbst diese Berufung auf praktische Vorbildung verfängt also nicht. Statt aber captatio benevolentiae zu suchen, die ihnen wohl anstände, weil sie trotz offenbarer ihnen von vornherein anhaftender Mängel Kriegs-

historik pflegen, beanspruchen die Militärs noch gar Unfehlbarkeit und diskreditieren zivilistische Einmischung in ihren heiligen Bezirk aufs mißgünstigte. Deshalb scheint Pflicht, die irregeführte öffentliche Meinung aufzuklären, daß nur Aufspeichern soliden Vollwissens zum Kennen, Erkennen, Können auf diesem Gebiet befähigt.

Was unsere Untersuchung hier bezweckt, ist der Hinweis, wie auch die Militärliteratur nur als Handlanger des Systems fungiert in exklusiver Pflege eines besonderen Kastengeistes. Daß eine philosophische, oft poetisch schwungvolle Auffassung wie die von Clausewitz dabei sich ausschleßt, versteht sich von selber. Und erlauben pensionierte Offiziere, die nicht mehr der einschnürenden Enge des Systems zu unterstehen glauben, sich abweichende Äußerungen, so werden selbst Konservative wie der Oberstleutnant v. Wartenberg gemaßregelt. Denn die massenhafte vorzeitige Pensionierung soll ja ein abhängiges Nebenheer von Ja-Sagern erziehen, wodurch auf Kosten des Steuerzahlers das herrschende System sich neue unbedingte Anhänger sicherstellt.

Das Pensionswesen — im Englischen treffend „Halbsold" genannt — läßt sich vom „stehenden" Offizier- und Beamtentum nicht trennen, da diese Lockung, verbunden mit übertriebenen angemaßten Ehrenrechten der aus dem Steuersäckel für den Gesellschaftsdienst Besoldeten, als wären sie eine aus eigenen Gnaden herrschende Klasse, dem Staate immer neue Werkzeuge verschafft. Während aber der Beamte nur wegen wirklicher oder Disziplinarvergehen entfernt werden darf, wird der Offizier schon wegen angeblicher Unfähigkeit, die Majorsecke zu passieren, „abgesägt". Dies jähe Abschneiden der Laufbahn tritt oft schon ein, wenn dem Vorgesetzten die Nase des Untergebenen mißfällt und er ihn

öffentlich so lange chikaniert, bis er freiwillig seinen Abschied nimmt aus den so beliebten Gesundheitsgründen, die auch der „blaue Brief" befürwortet. Gewiß gibt es gerechte Vorgesetzte und nicht bloß als Ausnahme zur Bestätigung der Regel. Eins aber wird stets rücksichtslos ausgemerzt: jede selbständige oder kritische Denkart. Denn dem System kommt es weniger auf Befähigung als auf löbliches „Orderparieren" an, zahlreiche tüchtige Offiziere verschwinden daher bald, weil sie nicht blinde Unterordnung vertragen. So muß also das Volk dauernd kräftige Männer ernähren, die wider Willen ihrem Beruf entrissen wurden, zu jedem andern aber untauglich sind. Gewiß sind die Pensionen, es sei denn nach langer Dienstzeit, nicht groß, auch die Gehälter nicht übermäßig, doch in Deutschland immerhin relativ größer als irgendwo, in England nur hohe Generalsstufen reicher dotiert, was bei der Kleinheit dieser Armee gar nicht ins Gewicht fällt. Nun wäre es wegen der besonderen Umstände der verkehrten Offizierserziehung, die einen Verabschiedeten förmlich aus dem Erwerbsleben ausschaltet, unmenschlich, die ihm so nötige Pension zu mißgönnen. An und für sich aber bedeutet Pensionsberechtigung der Staatsdiener und insbesondere solcher, die im blühenden Mannesalter ausscheiden, eine Willkür und Übervorteilung der übrigen Bürger, deren grade so saure Arbeit durch keinerlei staatliche Garantie gesichert wird. Auch tönen die ewigen Klagen über das Offizierselend (ein solches bestand nur in Österreich bei elend niedriger Gage) recht einseitig. Ja freilich, wenn man ein „erster Stand" sein will, dann reicht das knappe Einkommen zum „Repräsentieren" nicht aus, und erst ein Hauptmann I. Klasse gehört zum bessern Mittelstand. Im Grunde dürften nur begüterte Leute Offizier werden, und der Widersinn des

Systems fördert die tragische Ironie, daß man den Adel als sichersten Bürgen „loyaler“ Treue vorzugsweise dafür bestimmt, der verarmte Adel aber unmöglich den Ansprüchen finanziell genügen kann, die der „glänzende“ Stand verlangt wie kein anderer. Warum aber „ein glänzendes Elend“ bejammern, das nur böswilliger Unvernunft entspringt, weil dem Offizier ein gesellschaftlicher Vorrang eingeräumt wird, der ihm nicht zukommt? Er hat so wenig zu „repräsentieren“, wie jeder andere Bürger von bescheidenen Verhältnissen, und sein Gehalt ist niedrig nur nach seinen ungemessenen Ansprüchen, sonst relativ eher noch zu hoch. Ohne jedes Studium, das nicht nur Geld und Mühe, sondern auch endlose Zeit kostet, rückt er in seine besoldete Stelle blutjung ein, mancher Assessor arbeitet noch gehaltlos im Alter eines jüngeren Hauptmanns, der Richter steht sich schlechter als der Soldat. Und in den Privatberufen erhält der Bankbeamte erst sehr spät Hauptmannsgehalt, der Arzt kann verhungern in der Patientenkonkurrenz, der Universitätsprofessor ohne „Hörer“, von Schriftstellern und Künstlern wollen wir gar nicht reden. Bildet sich selbst der dümmste Militär ein, seine Arbeit sei wichtiger und schwerer? Nein, keine ist leichter zu ersetzen. Man kann nicht aus freier Hand Arzt, Gelehrter, Künstler, Industrieller werden, wohl aber jederzeit ein guter Offizier von heut auf morgen: das zeigen sämtliche Volksaufgebote der Geschichte.

Nicht ohne sardonisches Behagen empfangen wir das verblüffende Eingeständnis in einem Aufsatz des Generals v. Bernhardi, eines Erzmilitaristen, daß „im Frieden die Armee zur Schule kalten Strebertums“ wird. Nicht im Kriege tritt die wahre sittliche Verwilderung ein, wohl aber verkehrt sich die angebliche sittliche Adelung durchs Soldätlespielen des Kasernendrills ins Gegenteil. Daß die tiefstehenden Volks-

genossen erst als Soldaten erzogene Menschen werden, mag schon sein, sonst aber fängt der Mensch durchaus nicht erst beim Soldaten an, der als solcher Brutalitäten kennen lernt wie nie zuvor. Wie wenig selbst im demokratischen Frankreich die „Sous-Offs" erzieherisch wirken, malte drastisch ein bekannter Roman. Stumpfsinn maschinenmäßiger Sklavendisziplin vermehrt durch so schlechtes Beispiel den Trieb zur Gewalttätigkeit gegen Schwächere, weckt Verstellung, Heuchelei, äußere Kriecherei, darunter aber lebenslange Erbitterung. Gewöhnung an geschäftigen Müßiggang meist ganz überflüssiger Exerzitien verdirbt den Geschmack an bürgerlicher Erwerbsarbeit. Der angelernte Kadavergehorsam untergräbt die den modernen Menschen so nötige Selbständigkeit. Nicht umsonst spottet man, daß der Deutsche alles nur auf Kommando tue. Diesem recht zweischneidigen Einfluß fügen französische Autoren noch das reizvolle Bild hinzu, daß die Kaserne als Schule aller Laster diene, der Reservist nach Rücktritt ins bürgerliche Leben die Sitten teils mit Syphilis, teils mit Päderastie verpeste. So etwas kommt bei uns angeblich nicht vor. Nun, manche Vorkommnisse haben wohl den Treuherzigsten eines Schlimmeren belehrt. So lange der Offizier darauf aus ist, den Feudalgeist zu pflegen, wie sich ja auch im Dreyfushandel offenbarte und die französische Republik zwang, kurzen Prozeß zu machen, so lange wird der Durchschnittsoffizier sich von gebildeten Kreisen absondern und neben Kommißsimpelei in öden Ausschweifungen sich wälzen, obschon letzteres — wir wiederholen es — keine ihm besonders eigene Erscheinung bedeutet und besonders bei Kapitalistensprößlingen ähnlich auftritt. Durch die wahren Volksheere wird mehr Humanität in die Kriegführung gebracht; die Kasernenheere des gefälschten Wehrpflicht-Prinzips, wo das

Volk seine eigene Unterdrückung bezahlt und sich mit dem Leichengift der längst vom Zeitgeist erdrosselten Feudalität anstecken läßt, zeigten dagegen in China die christliche Gesittung in wundersamem Lichte. Mochten auch gewisse „Hunnenbriefe" gefälscht sein, beim Mordprozeß eines italienischen Leutnants kamen Dinge aus zufälligen Zeugenverhören zutage, die uns die gepanzerte Attilafaust in China recht sichtbar an die Wand malen. Auch darin steht der heutige Militarismus als der grausamste Moloch da, daß die Verpflegung solcher Millionenheere, die wie Heuschrecken ein Land überziehen, den Ruin der Bevölkerung bedeutet und die hierdurch gesteigerte Erbitterung eine allgemeine Kriegshärte zuspitzen würde.

Wen der Herr verderben will, den blendet er. Durch vielseitige und raffinierte Arreststrafen nach Belieben bestechlicher und launischer Unteroffiziersknoten, gewürzt mit gemeinsten Schimpfworten, durch offiziell verbotene und nur im geheimen verübte, doch grade deshalb um so empfindlichere Mißhandlungen den unglücklichen Opfern der Wehrpflicht besondere Liebe für den allerhöchsten Kriegsherrn einzuflößen, ist eine recht gewagte Methode. Und ebenso gewagt ist die bekannte Befürwortung der Dienstpflicht, daß jährliche Entziehung einer halben Million arbeitsfähiger Männer aus dem Erwerbskampf höchst förderlich und ihre dauernde Entlassung hinaus ins Leben mit einer Krise der Arbeitslosigkeit gleichbedeutend sei. Das ist das alte Lied von der Überproduktion, doch es gibt diese gar nicht, sondern nur einen Unterkonsum. Bei planmäßiger Ordnung der Produktion würde der Konsum sich mit ihr decken, und es gäbe wahrlich genug andere Bedürfnisse, alle Industriezweige zu beschäftigen und ihnen bessere Absatzmärkte zu schaffen, als diese Volksmilitarisierung, die sozusagen ökonomisch

vom eigenen Blute zehrt und die Volkswirtschaft in sich selbst verbraucht. Denn diese angeblich nötige gewaltsame Eindämmung der Produktivkräfte wird ja nicht nur durch deren nutzlosen Verbrauch im Pferch des Militarismus, sondern durch die Steuerlast des nämlichen Volkes bezahlt, das man angeblich erleichtern will. Solcher Überfluß gesunder Männer wäre doch weit fruchtbringender in eigene Kolonien abzuleiten, und statt dessen verliert Deutschland jährlich ein paarmal hunderttausend Menschen durch Auswanderung, wobei die Furcht vor der jahrelangen Kasernierung sehr mitbestimmt. Jene sophistische Ausrede könnte höchstens gelten, wenn irgendwelche Änderung und Besserung der unhaltbaren Gesellschaftsordnung sich für immer ausschlösse, als ob die Zinssklaverei durch wucherndes Kapital und Großgrundbesitz sowie die vielen unnützen Verplemperungen der Staatsgelder, d. h. des Steuersäckels, ein ewiger Bestandteil der göttlichen Weltordnung sein müßten. Dem ist aber nicht so, und die Wehrpflicht, dieser Schlußstein des großen Ausbeutersystems der geronnenen Gewalt, die sich Staat nennt, soll nur dazu dienen, die wirtschaftliche Unordnung des Unterkonsums zu verewigen. Was hülfe diese zwangsweise jährliche Herabdrückung der Nationalarbeit durch Ausschaltung von 600 000 Konkurrenten, selbst wenn diese Berechnung stimmte! Denn indem kleinliche Eifersüchtelei der Regierungen den Völkern eine immer schwerere Rüstung anschmiedet, ermüdet man alles Aufstreben und beunruhigt die durch steigende Steuerlast erschwerten industriellen Anstrengungen, weil der „bewaffnete Frieden“ dauernde Unsicherheit erzeugt. Daß die unablässigen Rüstungen endlich mal zu Zusammenstößen führen müssen, wenn die Steuerschraube nicht mehr ärger angezogen werden kann und die Kampfbereitschaft ihren Höhepunkt erreichte, fühlt jeder.

Für solchen latenten Kriegszustand erfand man den Sophismus: durch Rüstungen werde der Friede gesichert! Dieser Trost verkehrt sich psychologisch ins Gegenteil. Denn natürlich unterbindet solch ununterbrochene Reizung erst recht die Neigung zu friedlichem Ausgleich, zu gelassener Verständigung und ruhiger Einigung über strittige Fragen. Hier trägt freilich Frankreich einen wesentlichen Teil der Schuld, weil es auf die Möglichkeit einer Revision des Frankfurter Friedens nicht verzichten will; auch möchte die auf krasser Unwissenheit beruhende Scheelsucht des sonstigen Auslandes nicht begreifen, daß Deutschland nichts von Frankreich „eroberte", sondern lediglich sein ihm geraubtes Erbgut zurücknahm. So hypnotisiert nun das Gespenst eines Weltkrieges die Welt bei jeder Gelegenheit mit fieberhafter Unruhe, weil man aus der steten Hinaufschraubung der „stehenden" Rüstung auf stete Kriegsbereitschaft und daher Kriegsneigung der Regierenden schließt.

Über den lähmenden Einfluß dieser allgemeinen seelischen Beunruhigung täuscht nur das Phänomen hinweg, daß die unerhörte Steigerung der Technik und des Verkehrs förmlich automatisch-mechanisch fortarbeitet und sich durch keine wirtschaftliche Depression aufhalten läßt. Doch kann man ruhig behaupten, daß der geschäftliche Pessimismus in England, da er statistisch durch ein nicht vorhandenes Übergewicht der deutschen Handelskonkurrenz nicht zu belegen ist, fast ausschließlich aus der lächerlichen Panik vor der „deutschen Gefahr" und „Invasion" herrührt. Wer behauptet, der — allerdings notwendige und von großdeutscher Einsicht nur zu billigende — Flottenausbau Deutschlands verbürge den Frieden, lügt in seinen Hals. Unstreitig beschwört er den Zusammenstoß mit England nur immer näher herauf. Daß ein nicht von Friedensphrasendunst Betäubter sich hierbei

seufzend in Unvermeidliches fügt, ändert doch nichts an dem unbedingten Beweismittel, daß also Rüstungen wahrhaftig nicht dem Frieden dienen.

Täglich bekräftigt man feierlich, die Zeit der Kabinettskriege sei vorüber, niemand wünsche ja auch den Krieg, die Staaten möchten nur ihren Besitzstand verteidigen. Wäre dem so, wozu braucht man dann zu rüsten, ja wozu braucht man dann überhaupt noch Heere? Jeder Wissende ärgert sich nur über solche Heuchelei, wo doch der Buren- und der Japanische Krieg zur Genüge lehren, daß manche Staaten sich noch immer nicht für „saturiert" halten, wie denn die italienische Irredenta mit seltener Unverfrorenheit sogar einen offiziellen „Verbündeten" bedroht. Ein wirklicher deutscher Patriot wird sich eher über die Schwäche einer Regierung beklagen, deren Zickzackkurs heut unnütz mit dem Säbel rasselt, morgen grundlos zurückweicht, damit um Gotteswillen die zahllosen Kasernensoldätle nicht die blutige Ernstprobe bestehen müssen. Denn die angebliche Friedensliebe sämtlicher Regierungen entspringt keineswegs menschenfreundlichen Erwägungen, sondern der Angst vor inneren Unruhen im Fall eines Mißerfolges, wofür die russische Revolution als Folge der japanischen Siege freilich ein klassisches Warnzeichen bot. Dies gilt gradesogut wie für Monarchien auch für die französische Bourgeoisrepublik, wo Sozialisten und Anarchisten einen „Anti-Militarismus" in der Armee verbreiteten, den wir wahrlich nicht als anständigen Mitstreiter begrüßen können, da er auf schimpflicher Vaterlandsableugnung beruht. Nun sind es aber überhaupt nicht die Völker, deren Abstimmung wohl fast immer den Frieden verbürgen würde, sondern einzig die Regierungen, die über Krieg oder Frieden entscheiden. Für Deutschland gilt stets Lassalles Spott an

die Liberalen: „Ja, Sie haben die Verfassung, und der König hat die Kanonen." So lange das Heer nicht einmal auf die Verfassung vereidigt wird — worüber ja kürzlich ein Kriegsminister Erbauliches zum Besten gab —, kann von irgendwelchem Einfluß des Volkswillens keine Rede sein. Doch wie steht es denn in Republiken vom Schlage Frankreichs und Amerikas oder bei britischer Parlamentsherrschaft? Kammer und Senat repräsentieren ja nirgendwo die wirkliche Volksmeinung und können über den Kopf der misera plebs contribuens jeden Kuhhandel treiben, der ihnen beliebt. In Frankreich springen Unsinnigkeit und Unsittlichkeit der unerschwinglichen Militärkosten doppelt ins Auge, weil dort rein künstlich zur Rechtfertigung maßloser Militarisierung die Revanche-Idee weitergepäppelt wird, obschon sie längst im Volke jeden Boden verlor und die ungeheure Mehrzahl der Franzosen mit Kußhand auf den Elsaß verzichtet. Denn auch diese Republik unterhält ihr Riesenheer, prozentual lächerlich im Verhältnis zur geringen Bevölkerungsziffer, hauptsächlich als i n n e r e n Schutz aller Bourgeoismißbräuche und bureaukratisch-parlamentarischer Streberwirtschaft, während sie das ä u ß e r e gegen Deutschland ja überhaupt nicht brauchen würde, wollte man auf die Stimme der Vernunft hören und die stets ausgestreckte Versöhnungshand ergreifen.

So bestätigt sich überall der wahre Zweck des Militarismus. Wird wohl jemand die geschichtliche Erfahrung leugnen, daß stehende Heere stets nur Despotengelüsten entsprangen? Schon ihr moderner Gründer Louis XIV. benutzte seine Uniformschurken als Hugenottenhenker und schmeckte freilich beim furchtbaren Cevennenaufstand, daß man gegen die kleinste ernstliche Volkserhebung nie stark genug sein kann. Aber wenn sie außer frivolen Ehrgeizgelüsten zur Vergewal-

tigung und Brandschatzung schwacher Nachbarn hauptsächlich zu Zwecken innerer Unterdrückung geschaffen wurden, so schwollen eben die stehenden Heere seither so ungeheuer an, daß grade die Kostspieligkeit der Maschine unwillkürlich dazu drängt, sie nicht ungebraucht zu lassen und so die murrende Unzufriedenheit der Kostenträger, d. h. der dafür besteuerten Volkswirtschaft, „patriotisch“ abzulenken. Dies leitet also logisch auf die Bahn unnötiger auswärtiger Verwickelungen. So entstanden Louis Napoleons Kriegsabenteuer in Krim, Italien, Algier, vollends Mexiko, sein Wagnis 1870 aus innerpolitischen Gründen. Diese wirkten auch wesentlich bei Rußlands letztem Türken- und dem Japanischen Kriege mit. Nun sind ja aber alle einstigen Militärlasten ein reines Kinderspiel neben dem heutigen Zustand, der ganz Europa in ein Waffenlager verwandelt.

In dieser seltsamen Massenschule, wo sehr unliterarische Suggestion ein noch konfuseres Buch als den Rembrandt-Erzieher unter dem Titel „Der Offizier als Erzieher“ dem hypnotisierten beschränkten Untertanenverstand diktiert, belehrt man uns auch eigenartig über den Begriff des Patriotismus. Gewiß wurzeln in jedem gesunden Menschen bewußt und unbewußt Vaterlandsliebe und Heimatzugehörigkeit. Dies hat aber blutwenig mit dem gemein, was regierende Kasten dafür ausgeben. Vielmehr würde auf manche Fürsten und grundsätzlich auf die meisten Junker nach geschichtlichem Ausweis der Titel „vaterlandslose Gesellen“ passen. Denn ihnen liegt gar nichts am Vaterlande, d. h. dem Volksreich, dem sie angehören, sondern nur an ihrem eigenen Gedeihen vermittels dieses „Vaterlandes“. Die blaublütige Internationale bildet gradeso wie die goldene der Plutokraten und die schwarze der Kirchenbonzen eine Freimaurerei über

die ganze Welt. Im Notfall scheute kein Fürst sich je, ausländische Kollegen und deren Soldateska gegen sein eigenes Volk anzurufen, falls es nicht Order parieren wollte. Nach jeder natürlichen Logik hat man daher Louis XVI. wegen qualifizierten Hoch- und Landesverrats den Kopf abgeschlagen oder den Duc d'Enghien erschossen, der gegen sein Vaterland unter Waffen stehend an der Grenze lauerte und jeder Wahrscheinlichkeit nach das infame Höllenmaschine-Attentat mit herbeiführte.

Die volle Verschrobenheit des „bevormundenden Geistes", wie Buckle treffend den Legitimismus nennt, und der von ihm gegängelten Geschichtsschreibung entpuppte sich in dem Gezeter über diese angeblichen Justizmorde, die vielmehr durchaus Vergeltung von Rechts wegen waren. Der Junker aber in seiner selbstischen Verbohrtheit paktiert lieber als Emigrant mit dem Landesfeind, ehe er seinen plebejischen Landsleuten sich unterwirft. Die so eifrig fürs British Empire erglühende britische Nobility drohte einst offen mit Emigration, wenn wucherische Korngesetze zur Bereicherung der natürlich immer notleidenden Agrarier nicht aufrechterhalten würden. Ein Duke of Richmond entblödete sich nicht zu beteuern, daß die göttliche Rechtsordnung der Aristokratie durch Aussaugung des Volkes bezahlt werden müsse. Nun betonten wir zwar, daß grade die adligen Offiziere sich in der französischen Revolution anständig benahmen, doch es mag ihnen hart angekommen sein, und bei den preußischen der Befreiungskriege, wo doch wahrlich in solcher höchsten Not des Vaterlandes kleinliche Sonderinteressen hätten schwinden sollen, waltete der bösartigste Unwille schon gegen die Heeresdemokratisierung des Landwehrsystems, widerliche innere Fehde gegen ihre eigenen Landsleute und Waffenge-

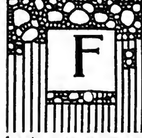
nossen, besonders als wider Erwarten die verachtete bürgerliche Landwehr sich so hervortat.

Brauchen wir weiter Zeugnis? Echte naive Vaterlandsliebe ohne selbstischen Beigeschmack findet man fast nur beim Volke, geläuterten wahren Nationalsinn nur bei Höchstgebildeten, die ihrer eigenen Rasse Kulturverdienst und Eigenart durch Vergleich mit dem Ausland abzuschätzen wissen. Chauvinisten und Mordspatrioten sind stets nur Narren oder Streber. Auch gehört zur Psychologie des Hurrabyzantiners, daß er sich nachher kriechend dem Landesfeind beugt und „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" jammert, wie man nach Jena es so drastisch erlebte. In Deutschland fußt nur dessen „Patriotismus" auf festem Grunde, wer da weiß, was ein Vaterland Goethes und Kants zu bedeuten hat oder wer in Friedrich d. Gr. die Verkörperung des norddeutschen Nationalcharakters verehrt. Man kann sogar aus pietätvoller Anhänglichkeit hohenzollerisch bis in die Knochen bleiben, d. h. den unsterblichen Verdiensten der Hohenzollern um die deutsche Menschheit, sogar im Sinne des Liberalismus, durchaus gerecht werden — ohne dabei im Geringsten dem undeutschen und außerhalb der Junkerkaste unpreußischen Hurrabyzantinismus zu verfallen, der heut vermöge des Armee-Drills von jedem Staatsbürger verlangt wird.

Und was trägt uns diese Zwangsfälschung der wahren Gesinnung seitens des Auslandes ein? Kipling, für fremdtümelnde Huld Wilhelms II. mit pöbelhaftem Hohnlied auf deutsche „Goten und Hunnen" dankend, erklärte jüngst, er betrachte Deutschland und Rußland, die reaktionären Diobskuren, als Hindernis der Kultur! Was kann das deutsche Kulturvolk dafür, daß Ausländer die äußere Fassade für das Innere nehmen und sich im Widerspruch nicht zurechtfinden, daß

der feudalgotische Ausbau der deutschen Fürstenföderation einer antiquierten Staatshierarchie und verkappt absolutistischen Regiments bedarf, während die bürgerliche Gesellschaft gründlicher als irgendwo mit geistiger Reife durchtränkt und die Volksmasse weit mehr Anteil an allgemeiner Bildung hat als in England und Frankreich! Da ein riesenstarker Radikalismus an Organisierung alles Westeuropäische in Schatten stellt, befinden sich eben bei uns unvereinbare Elemente in zunehmender Reibung und nicht eher löst sich der Zwiespalt, bis nicht unsre hohe Nationalbildung den überlebten Polizeistaat nach ihrem Bilde formt und sein Zubehör, die wahnwitzige Überhebung einer vom Bürger bezahlten Offizier- und Beamtenschaft, entfernt. Herrlich sang einst ein romantischer Poetaster: „Das Geschlecht der Örindur, unsers Thrones feste Säule, wird bestehn, ob die Natur auch damit zu Ende eile.“ Doch die Natur pflegt sich auf romantische Wunder nicht einzulassen. Wo sie zu Ende eilt, wächst kein Gras mehr, und über den Ruinen tönt des selben schnurrigen Sängers Tiefsinn: „Löse mir, o Örindur, diesen Zwiespalt der Natur!“

Das Wesen des Militarismus seit 1871



ASSEN wir nochmals zusammen: etwa seit 1700 in allen Staaten begründet, bildete bis 1792 das stehende Heer ein natürliches Erbteil primitiver Gesellschaftsordnung, blieb aber äußerst beschränkt in zahlenmäßiger Ausdehnung und selbst die Feudalität der Offizierskaste war sozusagen nicht obligatorisch. Denn es rückten Abenteurer plebejischer Herkunft oder von höchst zweifel-

haftem Adel oft genug sogar in leitende Stellen auf, nicht nur im angeblich so erzfeudalen Österreich. Brachte es doch unter Ludwig XIV. der Advokatenschreibersohn Catinat bis zum Marschall! Die ursprünglich urdemokratisch gedachte allgemeine Wehrpflicht wurde selbst unter Napoleon nur 1813 in höchster Not mit einiger Strenge durchgeführt, nicht im entferntesten so stark wie in Österreich 1809 und in Preußen. Hier brauchten aber Scharnhorst und Gneisenau mit Vorliebe das Wort „Miliz", und nur mit Entsetzen blicken heutige Militaristen auf ein Zeitalter zurück, wo ein selbst berufsmilitaristischer und kriegserfahrener Kriegsminister Boyen das Landwehrsystem bevorzugte. Ganz ungeheuerlich muß ihnen auch die meisterhafte Charakteristik klingen, die Boyen, schon Adjutant des Höchstkommandierenden bei Auerstädt, über den König freimütig niederschrieb, und die wir, nebenbei gesagt, in gewisser Hinsicht für zu pessimistisch halten. Traurig stimmt auch das herrliche Deutsch eines gradezu klassischen Stils bei Boyen, Müffling, Clausewitz, in Gneisenaus und Scharnhorsts Briefen, das wir sogar in den Erinnerungen des erzfeudalen Marrwitz wiederfinden, wenn wir diese intellektuelle Reife mit dem heutigen Offizierstum vergleichen. Und wir möchten behaupten, daß ein Abglanz dieses echten und gerade deshalb hochgebildeten Kriegertums bis 1871 auf den preußischen Fahnen weilte. Es berührt z. B. tiefsympathisch, wenn man den Prinzen von Preußen (Wilhelm I.) dem Scherenberg als „bescheidene Gegengabe" für sein bewundertes Waterlooepos die eigene (unendlich wertvollere) Schrift über Heeresreform verehren sieht. An der Napoleonbewunderung und dem innerlich demokratischen Geist der Scherenbergschen Dichtung nahm auch Friedrich Wilhelm IV. nicht den geringsten Anstoß. Den größten Mann der Geschichte

als „Korsischen Parvenü" zu beschimpfen, wäre damals kaum einem uckermärkischen Granden eingefallen, und wir erinnern uns, daß der vornehme Friedrich Wilhelm III. noch in seiner letzten Zeit die Anfrage, ob ihm ein Auftreten der Person Napoleons in einem Holteischen Stücke auf der Hofbühne zulässig scheine, verwundert abfertigte: selbstverständlich verbiete er dies nur dann, wenn etwa „der gestürzte Monarch" in unziemlicher Weise dargestellt sei!

O du vornehmes Geschlecht bis 1870, du Gründer des Deutschen Reiches, ihr schöpferstarken ruhigstillen Arbeitshelden! Ihr waret arm, lebtet unendlich bescheiden, auch der Offizier lebte und webte in den ästhetischen Teesalons der Epoche, wo man heutige Abfütterungen nicht kannte. Luxus kannte man noch weniger, dafür gestattete man sich den Luxus höherer Bildung. Wir wiederholen und betonen es nochmals: die Armee der Einheitskriege entsprach immer noch einem wirklichen Volksheer und darf nie mit der heutigen verwechselt werden. Der Kronprinz suchte förmlich etwas darin, den Militarismus zu verabscheuen und nur die reingeistige Arbeit auszuzeichnen. Daß er den nationalen Schriftsteller Freytag und den nationalen Kriegsmaler Bleibtreu in sein Hauptquartier 1870 einlud, den nationalen Feldzug zu begleiten, hatte ein typisches Gepräge. Und nicht war auch dem Prinzen Friedrich Karl Anteilnahme an geistigen Dingen karg zugemessen, der sich mit Schriftstellern und Gelehrten umgab und übrigens auch als Militär sich ernsten kriegswissenschaftlichen Studien widmete. Auch Blumenthal, Manteuffel, Stosch, v. d. Tann waren recht gebildet, bei Moltke versteht sich dies von selber. In solchem Milieu solcher höchsten Vorgesetzten konnte ein ödes Kommißwesen nicht gedeihen, in der allgemeinen Begeisterung des liberalen Bürger-

tums, vom Kronprinzen begünstigt, auch nicht junkerliche Verbohrung. Wie bezeichnend, daß bis zu Wilhelms II. Regierung viele Militärs sich zur nationalliberalen Partei bekannten — dann aber plötzlich sich zu ihren feudalen Vätern versammelten, natürlich aus „Patriotismus", wie der General v. Boguslawski feierlich für sich bekannte!

Man sollte denken, daß ein solcher, das politische Ideal einer großen Nation erfüllender Krieg für Deutschland das Nämliche bedeutet hätte, wie die Perserkriege für Hellas, die Besiegung der Armada für England, ja wie sogar die sogenannten Befreiungskriege, so wenig sie diesem Namen entsprachen, die eigenartig heimkundige Romantik in Literatur und Philosophie gezeitigt hatten. Weit gefehlt! Jetzt zeigten sich beim Ausbleiben jedes geistigen und ethischen Aufschwungs die angeblichen segensreichen Folgen der Militarisierung einer ganzen Nation. Ein materielles Prosperieren, das rein mechanisch sich aus der politischen Entfesselung aller so lange gebundenen Kräfte des vereinten Deutschland ergab, feierte zuerst einen Cancan der plumpsten Gewinnsucht, der in der Gründerzeit sich mißduftig austobte. Der Held dieser Epoche war Strousberg, der aber menschlich weit höher stand, als die Hocharistokraten, Fürsten und Herzöge, die er in seine Finanzschwindeleien als Handlanger verwickelte. Zunehmende Roheit im Volke, ödeste Lust am äußeren Schein bei den höheren Kreisen, völliges Brachliegen aller wahren geistigen Interessen bezeichneten die Bahn, welche dieses Geschichtemachen „mit Blut und Eisen" eröffnete. Nie sank die deutsche Literatur so tief, wie in dieser Epoche, wo das besiegte Frankreich sich seine Revanche durch endlose Bühnentantiemen holte und nur jeder Pariser Abhub oder Machereiz, über den wir heut lächeln, in Berlin und Wien

als das einzig wahre Moderne angestaunt wurde, wo selbst talentlose deutsche Nachahmer dieser welschen Kunststücke den Ton angaben.

Die Schuld aber an der zunehmenden Verrohung und Entsittlichung, die sich bis heute unablässig steigerte und deren innere Schwäche nur durch das äußere beispiellose Gedeihen von Industrie und Seehandel maskiert wird, trägt in erster Linie der Militarismus. In ihm verkörperten sich die brutale Erfolg- und Machtanbetung, das gewissenlose Strebertum und die byzantinische Knechtschaffenheit. Die alten Generale, die 1870 fochten, und waren sie selbst überzeugte Erzkonservative wie Manteuffel, dienten dem Staat, dem Vaterland in der Person ihres greisen Monarchen, der, als Mensch aller Verehrung würdig, sich selbst nur als Staatsdiener in rastloser Arbeit fühlte. Jetzt aber begann das Vergötzen nach „oben" hin als Leitmotiv, verbunden mit widrigem Fetischkult vor jeder erfogreichen Machtperson und prahlendem Chauvinismus. Wer Bismarcks und Moltkes Unfehlbarkeit bezweifelte, war ein vaterlandsloser Geselle, der eine hieß schlankweg „der größte Staatsmann aller Zeiten", der andere dito „der größte Feldherr". Die Unterführer von 1870 waren auch lauter Genies (so entstand die Goeben-Legende, die Mythe von Alvenslebens vorbedachter Weisheit bei Vionville, die Lobpreisung von Kirchbach und Goltz usw.) und die Offiziere Halbgötter. Bisher hatte selbst in Preußen nur kindischer Übermut von einem „ersten Stande" gemunkelt, jetzt aber galten die Offiziere tatsächlich als erster Stand, hocherhaben über jeden andern — warum? Weil der listige Bauernfang, die Wehrpflicht zur Militarisierung aller Stände zu benutzen, das Bürgertum selbst in gleiche Wahnvorstellung hineinzwang. Der „Reserveoffizier" wurde des Bürgers höchstes Streben.

So zerrann denn bald die demokratische Tendenz des „Volksheeres" völlig, der Mohr hatte seine Schuldigkeit für numerisches Anschwellen der Kasernenheere getan und konnte nun gehen. Forthin fälschte man die ursprüngliche Absicht dahin um, daß vermittels dieser Wehrpflicht nun erst recht die reaktionärste Bevormundung das Volk ins Joch schmiedete. Daher hat die Welt nie zuvor den eigentlichen Militarismus gekannt wie heut. Zu nie geahnter Allumfassung emporgewachsen, steht er im industriellen Zeitalter als eine riesige Anomalie da, wie ein Megalosaurus, aber ein lebendiger, obschon sonst geistig ein fossiler Überrest uralter Entwickelungsphasen. Man überträgt ein Ansehen des Kriegerberufs in barbarischen Zeiten dreist auf die Kulturgesellschaft und das alles zu dem Zweck, eine Art Belagerungszustand gegen den sogenannten inneren Feind, d. h. jede Mündigkeitsregung des Volkes, permanent zu erhalten. Die ganze pomphafte Einrichtung mit ihrem „patriotischen" (monarchisch-chauvinistischen) Phrasenkult soll lediglich die staatlichen Machhaber vor jeder Antastung schirmen, das sogenannte Volksheer eine erweiterte Polizei bedeuten, wo der Soldat auf Vater und Mutter je nach Laune des Souveräns schießen muß und erzwungener Fahneneid jede freie Willensmeinung unterbindet. Jener famose Staatsanwalt, der gegen einen sozialdemokratischen Zivilisten die Meineidsklage erhob, weil dieser, nach Leistung des Fahneneids während seiner Dienstzeit, nicht habe Sozialdemokrat werden dürfen, handelte nur logisch. Und nicht für wesenlos halten wir die mehrfach erfolgte rechtswidrige Auslegung, wonach Reservisten nach Vollendung ihrer Übung noch unters gewöhnliche Militärgesetz fallen sollen! Auch ein kürzlicher Vorstoß, der Reserveoffizier sei juristisch

gradeso „aktiv" wie jeder andere und unterfalle genau den gleichen Standespflichten, verfolgt die Absicht, das Janu-schauer-Gift bis in die Landwehr hinein zu tragen und jeden degenberechtigten Bürger mit dem standesgemäßen Bazillus reaktionärer Feudalität in Reinkultur zu impfen. Ja, „dies ist die Meinung, Oberst Butler!" Welch perfide Unwahrhaftigkeit, die sich in diesem Schein eines Volksheeres versteckt! Denn da Soldatentugenden sich tatsächlich nur im Kriege entfalten können, also jeder Prüfstein dafür in Friedenszeiten fehlt, so stellt ein so ungeheures stehendes Heer schon an und für sich eine verkörperte Lüge vor. Denn der Steuerzahler bezahlt diese wahnwitzige Rüstung doch nur unter der Fiktion, sie richte sich gegen Landesfeinde, in Wahrheit weiß man aber recht gut, daß Notwendigkeit „bewaffneten Friedens" in solchem Umfange gar nicht vorliegt und die Regierungen aus Furcht vor Revolution möglichst jede auswärtige Reibung vermeiden. Und andererseits protzt der Militarismus, statt höchstens seinen Verunglimpfern entgegenhalten zu können, der Berufssoldat könne ein hervorragend anständiger Mensch im Kriege sein, sich mit dem unverschämten Größenwahn auf: der Uniformträger sei als Angehöriger des „ersten Standes" schon an und für sich ein allüberragender Gentleman. Das ist nun zum Entzücken gar! So unendlich vieles vertuscht wird, birst doch jeden Augenblick die Eiterbeule eines Offiziersskandals, der ein Miasma wie aus Kloaken verbreitet, seien es „Adler-Villa"-Enthüllungen, seien es Prozesse wie Gagern, Schönebeck, gräfliches Ehepaar Pfeil, um besonders markante Fälle hervorzuheben. Immer findet man dabei die gleiche Erscheinung: das Decken der Schuldigen so lange wie möglich, das Zusammenstehen aller Berufsgenossen,

um einen der ihren straflos zu halten. Als schöne Umrahmung solcher Vorkommnisse bewundert man dann den edeln Ausgleich, wie rührende Milde gegen Offiziere und Unteroffiziere, die sich sadistischer Grausamkeit kraft ihres erhabenen gottgewollten Amtes befleißigten, durch gradezu barbarische Härte gegen „Gemeine", weil sie den Kadavergehorsam in einer schwachen Stunde abwarfen, wohltuend ersetzt wird.

Bei solcher Bewandtnis, da in Friedenszeiten der dem Militär angeschminkte Nimbus vaterländischen Heldentums einen illusorischen Pump auf eine vielleicht nie eintretende Möglichkeit bedeutet, darf er natürlich gar keine besondere Achtung beanspruchen. Aber dieser Schwindel muß mit allen Mitteln aufrechterhalten werden, und die falsche Ehrenstellung des Degenträgers führt zu grausigen Verbrechen, die man möglichst gegen jede verdiente Sühne schützt. Daß er das Recht haben soll, wehrlose Zivilisten auf jede geringste Provokation hin niederzustechen, ist einfach Sanktionierung des Mordes. Allenfalls läßt sich noch der Waffengebrauch entschuldigen, wenn ein Offizier vor Zeugen tätlich mißhandelt wird, auch entspricht dies dann einem natürlichen Reagieren sinnloser Wut wie beim Messerstechen des Rowdie. Doch bei den bekannten Mordtaten deutscher Offiziere machten die Brüsewitze und Hüssener nur ihrer frechen Hohlkopfeinbildung Luft, ihre Uniform-Livree feie sie vor jedem Scheelansehen ihrer Erhabenheit. Wer dem Geßlerhut nicht Reverenz erweiset, an dem muß das Majestätsverbrechen der leisesten Unehrerbietigkeit gerochen werden. Im angeblich feudalen, in Wahrheit viel liberaleren Österreich bekommen solche Streiche den Tätern schlecht, weil das Publikum an Ort und Stelle sich heftig einmischt, obendrein sind dort noch nie Fälle

von solcher Kraßheit wie in Deutschland vorgekommen, sondern immerhin ging stets wirkliche Kränkung des Offiziers vorher. Im Fall Heigel wurde das ganze Offizierkorps, von dem nur ein Teil hineinverwickelt war, strafversetzt.[1]) In Deutschland verhängt man über solche feigen Rächer ihrer Ehre, die gegen Unbewaffnete aus krankhafter Einbildung wüten, die denkbar niedrigsten Strafen, feiert sie in ihren Kreisen als Märtyrer, wenn sie aus dem fidelen Gefängnis herauskommen, erläßt ihnen womöglich die lumpige Strafe noch halb auf dem Gnadenwege, wie bei den Verfehlungen gegen das Duellgesetz.

Auch hier, da sich sonst über den Duellunfug nichts Abschließendes sagen läßt und wir völlige Abschaffung des Duells wie in England nicht ganz empfehlen möchten, verrät das heutige Militarisieren seine ethische Schädlichkeit. Denn daß Leute, die berufsmäßig den Degen tragen, sich bei wirklicher Ehrenkränkung untereinander schlagen, scheint eigentlich naturgemäß. Obschon alle Feldherren das Duell einschränkten und mit harten Strafen dagegen einschritten[2]), dürften sie auch andererseits nie gewünscht haben, daß der

[1]) Karl v. Heigel erzählte mir persönlich in Riva seinen damals aufsehenerregenden Fall und gab zu, der ihn provozierende Offizier, den er mit schallender Ohrfeige begrüßte, habe nicht anders handeln können, aber weil jener durch feiges nochmaliges Einhauen auf den schon am Boden liegenden greisen Wehrlosen sich entehrte, hat das k. k. Auditoriat Heigel amtliche Satisfaktion gewährt.

[2]) Der berühmteste Fall ist der des jungen Karl St. Croix, der einen Vetter der Kaiserin, weil dieser die kleine Statur des ehemaligen Zivilisten verspottete, im Duell erschoß. Napoleon wollte ihn füsilieren lassen. In Spanien duellierten sich mal der Offizierkorps Soults und Suchets 1812 in Valencia wechselseitig aus Rivalitätsneid. Die Marschälle waren außer sich vor Zorn darüber.

Offizier sich tätliche Beleidigung ohne Revanche gefallen lasse. Duelle wegen Eingriff in die intimste Familienehre fanden im 19. Jahrhundert, wo der Bürger den Kavalier nachäffte, auch unter bürgerlichen Zivilisten statt, und bei so gravierenden Fällen läßt sich kaum entscheiden, ob der in England übliche Prozeßweg, wo die Eheehre mit soundsoviel Pfund Geldentschädigung gesühnt wird, vorzuziehen sei. Aber erst seit der Militarisierung aller Stände, noch abgesehen vom „Reserveoffizier", entstand jene ganz verwerfliche Duell-Epidemie, wo jeder beliebige Jüngling jede Ulkerei und Rempelei mit Blut sühnen muß „wie unter Gentlemen üblich", eine drollige Phrase, da der britische Gentleman sich eben nicht schlägt. Man will offizierlicher sein als die Offiziere, bei denen wenigstens vorher ein Ehrengericht über die Notwendigkeit des Duells entscheidet. Man schützt nun vor, die Ehrengerichte legten alle Händel bei, wo es irgend ginge; allein, an die Öffentlichkeit dringende Beispiele für dieses geheime Verfahren widerlegen gründlich diese Behauptung. Wie in Allenstein Verlust von Menschenleben wegen harmloser Scherz-Injurien in sinnloser Betrunkenheit lediglich dem Ehrengericht und sogar den höheren Instanzen zuzuschreiben war, wird man sich erinnern. Wenn anständige Elemente des Offizierkorps sich innerlich empören über epileptische Anfälle anerzogener Brutalität wie die Brüsewitzereien, so hüten sie sich fein, öffentlich dagegen zu protestieren. Denn energische Verdammung solch blutiger Dummenjungenstreiche würde sie ebensogut Kopf und Kragen kosten, wie ablehnendes Belächeln eitler Kastenvorurteile, obschon bei manchem wirklichen Offiziergentleman alter Schule — besonders den wenigen, die vor dem Feind standen und den

Ernst wirklicher Kriegertugend erkannten — höhere Bildung und vornehme Gesinnung ein Erhabensein über ihren Standesunfug heimlich fordern. Ja, Verleugnen der erkannten Wahrheit, Blindstellen für wahre Gerechtigkeit (blanke Klassenjustiz der Kriegsgerichte im Schonen der Vorgesetzten und drakonischer Züchtigung der Mannschaften), Hinunterwürgen jeder standesgemäßen Albernheit oder Roheit, achselzuckendes Hinnehmen jeder sanktionierten Dummheit, knirschende Untertänigkeit gegen jede vorgesetzte Willkür, kurzum Handeln wider besseres Wissen — das gehört mit zur Signatur des Systems, das allein die Schuld an der blutdürstigen verächtlichen Mordsfeigheit jener grünen Jungen trägt. Man redet ihnen ein, sie würden durchs bloße Tragen von buntem Tuch etwas Besonderes, und reizt ungebildete Überhebung, die nach Betätigung von Gewaltsamkeit gegen Wehrlose lechzt. Offiziell verleugnen und von den Rockschößen abschütteln, was man selber großzog, verfängt da nicht. In England würde jeder Offizier, der so etwas wagen möchte, vom Volk gelyncht oder von Gerichtswegen gehängt. Da aber in England auch in alten Zeiten kein Offizier je einem freien englischen Bürger so etwas geboten hätte, und da ferner Duell-Aufhebung die persönliche Tapferkeit der Offiziere dort nicht gemindert hat, so zeigt sich klar, daß diese angeblich nötige Auffassung der Offiziersehre lediglich mit dem ultra-feudalen Milieu des Deutschen Reiches zusammenhängt, da selbst in früherer Feudalzeit ähnliches nie vorkam, und daß auch das Offiziersduell — obschon wir es in gravierenden Fällen nicht verdammen, wohlgemerkt nur bei Offizieren untereinander — mindestens keine nötige Pflege persönlicher Bravour bedeutet, ebensowenig wie die Zwangsmensuren der studentischen Korps.

Wir wiederholen und unterstreichen aber nochmals, daß alle Ausschreitungen, die man als Militarismus bezeichnet, einzig und allein in den letzten 30 Jahren sich breitmachten, daß man den so oft gebrauchten Begriff schlechterdings nur auf das Pseudo-Volksheer der uneingeschränkten Militarisierung einer ganzen Nation anwenden darf. Das maßlose Selbstgefühl der Offizierskaste nach 1870, als ob sie allein und nicht im letzten Grunde weit mehr die Volkskraft der „Gemeinen"[1]) den Erfolg ermöglicht hätte, wurde eben nicht wohltätig niedergehalten wie von Napoleon trotz noch längerer blendender Erfolge. Vielmehr stachelte man es von oben her noch an, mästete es bis zu völligem Größenwahn.[2]) Indem nun aber der Offizier genau so wie der Junker solch maßlose Bevorzugung unmittelbar mit Autokratie der Krone verknüpft sah, verwandelte er sich zu einem völligen Prätorianer. Freilich nicht nur in Deutschland, und selbst die monarchische Staatsform an sich verstärkt nur unbedeutend die ethische Minderwertigkeit der stehenden Heere. Denn die Hallunken, die beim Staatsstreich Louis Napoleons und später gegen die Kommune wüteten, hatten der republikanischen Verfassung den Eid geschworen. Wenn man dem Soldaten einschärft, daß er über Menschenpflichten erhaben und nur seinem Kriegsherrn verantwortlich sei, soll man sich

---

[1]) Fochten diese etwa nicht oft, von Einjährig-Freiwilligen geführt, auch dort fort, wo alle „Vorgesetzten" außer Gefecht gesetzt? Also bedurften sie der Offiziere nicht, um ihre Pflicht zu tun. Doch freilich warum? Weil das Heer von 1870 wie ein wirkliches Volksheer fürs Allgemeininteresse focht.

[2]) Auch die Dotationen an viele Kriegsführer hätte man füglich unterlassen können. Es gemahnte zu sehr an die Dotationen Napoleons, die aber sämtlich auf Kosten des Auslands erfolgten und für die ganz Europa zur Verfügung stand.

da wundern, daß der Brüsewitzgeist gleichsam en masse bei Revolutionen umgeht, daß die Uniformierten sich wie reißende Bestien betragen und Niedermetzeln ihrer Mitbürger für ihr gutes Recht halten, willenlose Maschinen jedes unmenschlichen Gewaltbefehls? Ja, es ist derselbe Geist, der in Paris wie in Petersburg Blut in Strömen vergoß, der nach dem Mailänder Putsch von 1898 die dortigen Kriegsgerichte bei ihren unerhörten Urteilen beseelte, wie die französischen, nach dem Dezemberputsch oder den Kommunetagen. Letztere muß man genau studiert haben, um sich von der angeblichen Ethik des Soldatentums, so lange es nicht im Krieg gegen das Ausland einen moralischen Faktor auslöst, einen Begriff zu machen. So unsagbar schändlich die Generäle (der „brave" Canrobert!) und Offiziere sich beim Dezemberputsch benahmen (Victor Hugo übertrieb nicht), so gräßliche Massenschlächterei sie im Kommunekampfe anrichteten, ließ sich wenigstens letzteres noch einigermaßen durch Autosuggestion erdichteter Einbildungen über angebliche Kommunarden-Greuel erklären, wenngleich nicht entschuldigen. Doch die kaltblütige Niedertracht der nachherigen Kriegsgerichte, als die Füsilladen aufhörten und dafür Deportation oder Galeerenstrafen eintraten, in beiden Fällen — im ersteren präsidierte der „brave" Canrobert, im letzteren der „loyale" Mac Mahon — zeigt uns Scheusäler am Werk, die auf jede menschliche Regung, ja selbst den bloßen Anstand pfeifen. Denn der wahre Geist stehender Heere, seien sie nun alten oder neuen Stils, ist nicht wirkliches Kriegertum, das ganz unabhängig davon und erst recht bei Milizen im Kriege selber sich entfaltet, sondern Autoritätsdünkel in menschenfeindlichster Bosheit und boshafter Größenwahn. Aber weil eben früher diese Unart auf eine

verhältnismäßig geringe Klasse beschränkt blieb, so hat sie ihre ganze Gemeinschädlichkeit erst durch Ausdehnung der Militarisierung auf den ganzen Volkshaushalt erreichen können.

Gewiß soll man sich hüten, jeden einzelnen Offizier oder den Stand als solchen — denselben Stand, der die braven Idealisten der Friederizianischen, Napoleonischen und Befreiungskriege hervorbrachte — für den heutigen krankhaften Zustand verantwortlich zu machen. Aus dem Rasen der Militärgerichtsbarkeit gegen kleinste Gehorsamsverfehlungen, während die Bonner „Edelsten der Nation" sogar einen Unteroffizier prügeln dürfen, und der laxen Milde gegen strafbare Vorgesetzte redet ein unbewußter Verfolgungswahn. Das leiseste Zeichen von Insubordination wird wie ein politischer Parteiakt behandelt, man glaubt sich schon in förmlicher Notwehr gegen eine kommende Revolution. Dies übertriebene Angstgefühl einer monomanischen Zwangsvorstellung versteckt sich hinter grausamer Härte, ohne zu bedenken, daß alle Beugungen natürlichen Rechtssinnes auf die Dauer das Gegenteil erreichen und brutale Gewalthaberei erst recht anrüchig machen. Der blinde Lärm über die Oldenburgerei im Reichstag wirkt nur ergötzlich, da der Januschauer bloß ehrlich aussprach, was fast alle seine Standesgenossen und Kameraden denken, und dieses öffentliche Geheimnis doch alle Spatzen von den Dächern rufen.

Doch die Gerechtigkeit erfordert immer wieder zu sagen, daß der einzelne Offizier dabei nur Sklave des Systems bleibt, er muß seine etwaige gegenteilige Meinung im Busen verschließen. Für alle Auswüchse haftet lediglich die anerzogene Verkehrtheit. Mancher Industriepascha würde, wenn ihm gleiche

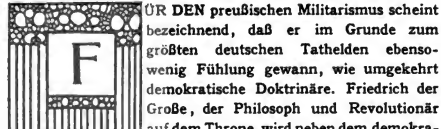
Machtbefugnisse über seine Arbeiter zuständen, womöglich noch unanständiger das Menschenrecht mit Füßen treten. Denn nichts wäre irriger, als dem Offizierberuf an sich, wie er so oft im Vaterlandskrieg sich edel ausprägte, einen Makel anzuheften. Im graden Gegenteil! Der Prozentsatz ehrenhafter Leute s o l l t e trotz aller Überkrustung durch lähmende Vorurteile unter den Militärs größer sein, als unter reinbürgerlichen Elementen. Denn kein anderer Beruf eignet sich so sehr zur Erwerbung männlicher Tugenden, nämlich selbstlosen Pflichtgefühls, Aufgehens des Ichs im Ganzen, brüderlicher Kameradschaft, rastloser wohlwollender Fürsorge für die anvertraute Mannschaft. An solchen herrlichen Menschenexemplaren hat es nie im einzelnen gefehlt, so lange es Offiziere auf Erden gibt, und man brauchte dafür nicht auf den „preußischen Leutnant“ zu warten, den uns nach Bismarcks unbewußt zweideutigem Wort „niemand nachmachen kann.“ Gewiß, über maßloses Kesseltreiben wider den Kriegerstand, als setze er sich aus lauter Simplizissimus-Fratzen zusammen, brechen wir schroff den Stab. Doch gereicht dieses Eingeständnis etwa den Sünden des Militarismus zur Anerkennung? Mit nichten!

Man stellt die Offiziere als „Lehrer und Erzieher“ der Nation hin, — eine nur in Deutschland mögliche doktrinäre Begriffsumkehrung —, umgibt sie mit gesellschaftlichen Vorrechten, spricht ihnen verfeinertes Ehrgefühl zu — und da sollte nicht wenigstens ein Teil von ihnen so viel Ehrgefühl besitzen, diese Legende einigermaßen durch Übernahme ernster Verpflichtung zur Noblesse zu verdienen? Hier steht es genau so wie beim sogenannten Adel, wo es stets einzelne echte Aristokraten gab — am häufigsten freilich im freiheitlichen England —, die Mehrzahl aber dem Noblesse oblige

derart ins Gesicht schlägt, daß ein greiser Elsässer Reichsgraf uns einmal äußerte: „In keinem Stande fand ich so wenig Vornehme wie in dem meinen." Wahrlich, so wenig wie der alte Blutadel (den höfischen Briefadel nehmen wir aus) am Entfalten vornehmen Menschentums hindert, ja es recht eigentlich unterstützt, so vollends sollte der Kriegerstand große Menschen züchten. Das wird klar genug, wenn wir alle soldatenhassenden Revolutionäre daran erinnern, daß die Freiheit gradeso gut kriegerische Blutzeugen heischt wie die Tyrannei, daß Florian Geyer, Cromwell, Washington, Hoche, Marceau, Garibaldi, Görgey am Ende auch Soldaten waren! Doch was erblicken wir denn im modernen Offizierkorps, sei es das Napoleons III., sei es das heutige deutsche in Friedenszeiten? Freiheitliche Gesinnung verlangt man ja nicht, aber Rückgrat, moralischen Mut, männlichen Stolz, wie wir es noch im Heere des großen Napoleon fanden. Statt dessen trifft man nur byzantinisch streberhaftes Ersterben vor dem allerhöchsten Kriegsherrn, den man als Götzen hoch über Volk und Vaterland stellt. Wäre dem nicht so, hätte man dem Oberst Gaedke nicht Rang und Uniform aberkannt, weil er objektiv anläßlich des serbischen Königsmordes erörterte, ein Offizier müsse unter Umständen das Vaterlandsinteresse über die Königstreue stellen. Da haben wir die Quintessenz in der Nußschale! Also die Offiziere stehen als Prätorianergarde außerhalb der Volksgemeinde, deshalb schwören sie auch keinen Eid auf die Verfassung, der König ist ihr lieber Herrgott, auf dessen Wink sie auch jede Vergewaltigung ihrer Landsleute mit Freuden vollziehen müssen! Nun, dagegen läßt sich nichts einwenden, es ist nicht neu, denn schon Dionys von Syrakus hatte solche Getreue, die freilich dafür nicht als besonders glorreiche Brahminen zu gelten ver-

langten. Louis Napoleons kaisertreue Landsknechte besiegelten ihren unentwegten Cäsarismus sogar nach Sturz des Kaiserreichs durch emsige Füsilierung und Deportierung aller früheren liberalen Gegner, obschon diese mit den Communards auf gespanntestem Fuße standen: es war eben e i n Aufwaschen. Neu und einzigartig in der Weltgeschichte ist nur der Anblick einer Offizierskaste als Knebeler eines Volksheeres von nie dagewesenem Umfang. Ein solcher innerer Widerspruch steht ohne Beispiel da: die allgemeine Wehrpflicht als Hebel eines beispiellosen, unter Verfassungsschein verhüllten Absolutismus übertrifft den ärgsten Bevormundungsschwindel oder kirchlichen Aberglauben des Mittelalters an Tragweite. Gewiß, solange es stehende Heere gibt, kann an eine wirkliche Evolution der Menschheit nicht gedacht werden. Wenn ein Teil der russischen Soldateska, meist viehische Kosaken, jüngst durch Blut watete, was trieben dann die Kulturfranzosen anders bei den Volksmeuchelmorden von 1851 und 1871, als ihre Fahnen auf Republik eingeschworen? 1851 handelte es sich um handgreiflichen Hochverrat, doch der Bruch des Fahneneids fand alle biedern Haudegen willig, 1871 um Landesverrat, da die Versailler sich nicht scheuten, die Hilfe der Preußen in den Forts zur letzten Einschnürung der Kommune anzurufen, geradeso wie man 1849 die Russen gegen die Ungarn ins Land hetzte. So wird es offenbar, daß der Militarismus seinem innersten Wesen nach jede Bürgerlichkeit haßt; stets zu haben für reaktionäre Gewaltstreiche, Scharfmacherei und Umsturz von oben, Verfassungs- und Eidbruch gegen das Volk — das ist seine liebste Ausnahmestellung. Urbain Gohiers Buchtitel hat es knapp und klar ausgedrückt: „L'Armée contre la Nation!"

Größte Heeresmeister als Antimilitaristen



FÜR DEN preußischen Militarismus scheint bezeichnend, daß er im Grunde zum größten deutschen Tathelden ebensowenig Fühlung gewann, wie umgekehrt demokratische Doktrinäre. Friedrich der Große, der Philosoph und Revolutionär auf dem Throne, wird neben dem demokratischen Zäsar Napoleon und dem Revolutionsdiktator Cromwell stets ein Heros der Menschheitsentwicklung bleiben. Wer sich an äußeren Kanten ihres Milieu stößt, verkennt den Kern über äußerlichen Schwächen im Autokratenberuf des „aufgeklärten Despotismus". Für die Verhältnisse ihrer Zeit wußten diese Vertreter modernen Staatsbegriffs nicht anders zu handeln, als sie taten, und heroische Weltanschauung will neben dem zu erstrebenden Gleichheitsrecht der Masse doch auch das Eigenrecht der genialen Persönlichkeit wahren. Den riesigen Trugschluß, den unsere Sozialdemokraten mit dem Herunterreißen jenes fürstlichen Idealisten machen, mögen sie aus der tiefen Abneigung erkennen, die der Schwindelmilitarismus heimlich gegen sein Andenken nährt. Der Philosophenkönig erregt bei Feudaltraditionen berechtigten Anstoß. Dieser größte deutsche Krieger wollte Toleranz, Geistesfreiheit, Gleichheit vor dem Gesetz gegenüber legitimistisch-pfäffischer Bevormundung verbürgen und sprach brieflich ungeniert von „diesen Hallunken von Kaisern und Königen". Wir betonten schon, daß sein Besetzen der Offiziersstellen mit Adeligen durchaus im damaligen Bürgertum begründet lag, das es gar nicht anders haben wollte, und wie er sich selbst über die Befähigung seiner adeligen

Offiziere äußerte, klingt recht herabdrückend. Er vergleicht sie in einem (übrigens dem Marschall von Sachsen entlehnten) Gleichnis mit „Maultieren, die Feldzüge mitmachten" und dann ebensoviel Grund hätten, auf sogenannte „Kriegserfahrung" zu pochen. Zwar erboste er sich mit Recht über seine geliebten Enzyklopädisten, die jedes Kriegertum in allen Tonarten begeiferten, und stellte so albernem Gebahren die Weihe des Heldentums gegenüber. Doch sein auf den Höhen umfassender Bildung thronender Geist befreundete sich nie mit dem Soldätlespielen der Exerzierplätze,[1]) und seine Kabinettsorders verfügten ausdrücklich, wie weit ein Regimentschef einem Dorfschulzen oder Bürgermeister dienstlich lästig fallen dürfe und wie weit nicht. Die Zivilgewalt gab fast überall den Ausschlag. Bevorzugung des Adels und der Offiziere waltete im Grunde so wenig vor, daß bei Heilung der wirtschaftlichen Kriegswunden immer Bauern und Bürger den Vorzug hatten, der ruinierte Adel nur kärglichste Staatshilfe erhielt und der sonst so mitleidsweiche König in seinem harten Pflichtgefühl oft sogar Bitten adeliger Offizierswitwen barsch abwies.

Wer sich zu einer Auffassung des wahren Königstums bekannte, die jeder aufgeklärte und nicht doktrinär verrannte Demokrat unterschreiben kann, ähnelt doch zu wenig dem Fetischpopanz des Gottesgnadentums. So muß man den großen König zwar als Renommiergröße vor dem Volke aufrechterhalten, den wahren Standesinteressen lief aber sein Lebenswerk durchaus zuwider. Erst recht aber das Treiben jenes korsischen Parvenü, den man wohl Soldatenkaiser zu

[1]) Vgl. meine Analyse seiner Schriften und Aussprüche (Verlag Lutz 1907). Er bekannte als Kriegsmann: „Ich hasse und liebe dies Metier".

nennen beliebt, der aber von den wahren Segnungen des Militarismus keine Ahnung hatte. Man höre folgende Blasphemie: „In Friedenszeiten werde ich die Souveräne dazu bringen, daß sie kein anderes Militär als ihre Garde haben. Ich werde die Nationalgarde so organisieren, daß jeder Bürger im Notfall seinen Posten kennt. Dann würde man in Wahrheit eine festgemauerte Nation haben, die wohl alle Jahrhunderte und alle Menschen herausfordern könnte.“ Was, der größte Soldat, der je gelebt, wagt es, die Einführung einer Miliz statt der stehenden Heere zu empfehlen, mit dem Zusatz, daß dies das stärkste aller Wehrsysteme sein würde?! Einen solchen Verherrlicher der Landwehr im erfahrensten und kundigsten aller Kriegsmeister zu treffen, verwundet tief das Offiziersgemüt, dem so oft beflissene Schwätzer der eigenen Zunft den blauen Weihrauchdunst vormachten: erleuchtete Regierungen müßten aus purer Volksfürsorge auf immer kostspieligere Rüstung stehender Heere sinnen! Und also sprach dieser Tyrann und Massenmörder, als der brutale Kriegsknecht, der er bekanntlich war: „Bis heute gab es nur zwei Gewalten, die militärische und kirchliche, ich werde die bürgerliche Ordnung schaffen.“ Und zum andernmal: „So lange man sich in Europa schlägt, wird es stets nur ein Bruderkrieg sein.“ Nichts brachte ihn mehr in Harnisch, als wenn man ihn für einen Militaristen hielt. „Glaubt man, ich habe Korporale zu Ministern?“ rief er zornig. Vortrefflich summiert ein echter Historiker: „Hatte das Militär Bedeutung und Ansehen, so war dies doch streng auf seine natürlichen Attribute beschränkt und jedes Überschreiten dieser Grenzen ward mit äußerstem Ernst zurückgewiesen. Der Kaiser hielt die Zivilbehörden

gegen die Generale aufrecht. Der Bürger war in allem und jedem nur der Zivilautorität unterworfen." (Thibaudeau II, 213.) Bei ziemlich häufigen Konflikten zwischen Zivil- und Militärautorität gab man stets der ersteren recht (ibidem I, 82). Napoleon selbst bezeichnete sich als den „bürgerlichsten Mann" und setzte in langer öffentlicher Ansprache auseinander: das Zivile habe stets Vorrang im Staate vor dem Militärischen; was einen General zu höherem Range befähige, sei nur dessen bürgerliche Intelligenz. „Militärtalente sind nur in bestimmten Lagen nötig, bürgerliche beeinflussen stets das Gemeinwohl." Er, der Kaiser, leite sein Herrscherrecht nur von seinen Zivileigenschaften her! (Wie er denn tatsächlich nur als der große Zivilorganisator von der Nation gekrönt wurde, keineswegs als siegreicher Feldherr, von dessen Größe man damals noch nebelhaften Begriff hatte. Der Ausdruck „Soldatenkaiser" führt irre.) Die Stiftung der Ehrenlegion für alle Stände begründet er mit der berühmten Rede: „Unsere Sitten machten uns mehr zu eiteln als starken Menschen, aber rasch schreiten wir fort, und bald werden die höchsten Militärs sich nur geehrt fühlen, daß sie denselben Orden tragen dürfen wie Gelehrte und Schriftsteller."

Welcher biedere preußische Degenschlepper gerät nicht in helle Entrüstung, wenn er solche empörende Worte liest! Nein, Gott sei Dank, in Preußen weiß man das wahre Verdienst zu würdigen, und wenn mal ein Gelehrter oder Künstler den Kronenorden III. Klasse oder gar den Zivil-Pour-le-mérite der Friedensklasse erhält, dann danke er seinem Schöpfer auf den Knien, während die Heldenbrust der Garnisonoffiziere, die noch nie Pulver rochen, und besonders der schneidigen

Adjutanten, von hohen Orden funkelt. 1870 hat ein Künstler, dessen Mut im Feuer in der ganzen Armee bekannt und später in vielen gedruckten Berichten verzeichnet war, nicht mal das Eiserne Kreuz erhalten, sintemal ein Zivilist — und wäre er eine Berühmtheit — vom Militaristenstandpunkt aus doch eigentlich nur ein armseliger Paria ist. Wie eigenartig sticht davon ab, wenn Trochus Ordonnanzoffizier Graf Herisson in seinen Memoiren erzählt, er habe einen Nationalgardisten mit dem Kommandeurkreuz der Ehrenlegion bemerkt und salutierend um dessen Namen gebeten! „Es war der Maler Meissonnier.“ Als Horace Vernet nach Algier ging, hieß ihn die Armee mit Marschallssalut willkommen. Ebenso zeichnete Napoleon I. selber seine Kriegsmaler Gros, Girardin usw. auf jede Weise aus, wie er denn auch die von keiner Regierung gewürdigte Lebensfrage, die Literatur an den Staat zu fesseln, durch staatliche Pensionen am Institut de France in die Hand nahm und eine Literatur-Universität gründen wollte, wobei ein höchstes geistiges Tribunal jede literarische Leistung unparteilich würdigen sollte.[1]) Doch die zahllosen grandiosen Taten des „Militärdespoten“ für Ausgestaltung des Staatshaushalts als Finanzgesetzgeber, Befreier der Agrikultur, Gründer europäischer Industrie, Schöpfer von (für damalige Verhältnisse) unerhört liberalen Wahlkollegien, worin das Proletariat neben dem Grundbesitz Raum hatte („Zur Dauerhaftigkeit der Regierung muß das Volk mehr Anteil an den Wahlen haben“) — seine vielen wundervollen Worte

[1]) Wie fern Napoleon die sonst jedem Monarchen selbstverständliche Meinung lag, Staatspensionen müßten von „loyaler“ Gesinnung abhängen, darüber erzählt Cambecerès ein Beispiel unnachahmlicher Vornehmheit.

politischer Weisheit, die man Reichstagsgebäuden dringend empfehlen möchte, die keine passende Inschrift finden können — dies alles kümmert uns hier ebensowenig wie das heilige Vermächtnis von St. Helena: „Die heilige Allianz ist ein mir gestohlener Gedanke, doch ich meinte die Allianz der Völker, nicht der Könige gegen die Völker."

Uns geht hier nur der Nachweis an, daß die sieggekrönteste aller Armeen unter dem größten aller Heeresmeister nie ein Symptom von Militarismus zeigen durfte, ohne rücksichtslos auf den Mund geklopft zu werden. Im „Gesetz über den Vortritt bei Hofe" (13. Juni 1804) wird den Zivilwürdenträgern überall der Vorrang eingeräumt. In eroberten Ländern, wo Preußen regelmäßig einen General als Statthalter einsetzt, fungierte unter Napoleon ein ziviler Staatsrat mit höherem Range als ein General. Wir erwähnten schon, wie gering die Garnisonlasten waren. In Norditalien standen keine 1500, in Paris nur 1200 Soldaten, wenn er in fernen Landen Krieg führte: welche Regierung könnte ähnliches wagen, wie fest muß die seine in des Volkes Herzen gewurzelt haben! Den durch Abwesenheit einer ordentlichen Garnison allein ermöglichten Malletschen Putsch schlug die Zivilbehörde (vgl. Savarys und Pasquiers Memoiren) sofort nieder. Der Kaiser fuhr in einem einzigen Wagen ohne jede Militäreskorte einmal unter 150 000 Zuschauern im Park von St. Cloud umher, spazierte mitten im Gedränge mutterseelenallein auf dem Karussellplatz. Solche paradiesischen Zustände hat eine speichelleckerische oder chauvinistisch fälschende Geschichtsschreibung des Auslandes, trefflich sekundiert durch Fälschungen von Taine und Lanfrey, als Militärzäsarismus dem sanften väterlichen Regiment legitimer Serenissimi als Folie entgegengehalten! Die Welt will betrogen sein. Bei Napoleon

floß alles universal zusammen in der einzigen für sich bestehenden Erscheinung des Imperators, des Weltenkomponisten und Tatendichters, des Herrscherdämons, und sein Kriegsgenie war nur e i n e Seite seiner Kraft. O welche Lust Soldat zu sein! hieß nicht sein Lebenszweck, und er war nicht ein Größter, weil er der größte Feldherr, sondern war nebenbei auch größter Feldherr, weil er überhaupt ein Größter war — ganz ähnlich wie Friedrich, Cromwell, Cäsar, Alexander sämtlich keine Berufsmilitärs im üblichen Sinne gewesen sind. Deshalb faßte er die Armee auch nur als „Avantgarde des Volkes“ auf, wie er 1805 äußerte, und gab im Staatsrat unbefangen zu: „Die Wehrpflichtaushebung ist das abscheulichste und für die Familien hassenswerteste Gesetz, aber l e i d e r nötig für die Sicherheit des Staates.“ Was hätten er und Erzherzog Karl, dieser entschiedene verbitterte Gegner jedes Militarismus, obschon selbst Soldat und Fürst, dessen denkwürdigen Satz wir zum Motto dieses Buches wählten, wohl erst heute angesichts so ungeheuerlicher Ausartung gedacht! Und wenn Foy („Halbinselkrieg“ I, 18) aussagt: „Unter ihm kennt man weder Plackerei der Subalternen, noch Intoleranz der Kasten, noch Parteiherrschaft, das Gesetz gilt gleich für alle“, wenn er die Wissenschaft als Symbol europäischer Brüderlichkeit aufstellte und seine „Internationale Association“ jede neue Entdeckung derart belohnte, daß Davy in London und Hermann in Berlin mitten im Kriegszustand solche Preise erhielten, wenn ein Senatskonsult (21. Februar 1808) jedem Ausländer, der sich gemeinnützig ums Wohl der Menschheit verdient machte, eo ipso das französische Bürgerrecht verlieh, da konnte das Offizierkorps einer Volksarmee, wie wir sie früher beschrieben, unmöglich dem landläufigen Bilde entsprechen.

Freilich muß man gestehen, daß der Charakter seiner aus dem Volke und oft dem Pöbel hervorgegangenen Marschälle nicht gerade zugunsten der Demokratie spricht, die sich hier ethisch der Aristokratie nicht überlegen zeigte. Letztere stellte neben zahlreicheren minderwertigen Beispielen (siehe früher) sogar einige Vorbilder vornehmen Menschentums in der Armee. Wenn schon unter den Revolutionsgenerälen sich recht zweifelhafte Gesellen wie Pichegru und Moreau breitmachten und neuste Forschung auch Hoche den Nimbus eines pflichttreuen Republikaners abstreifte (er wollte das gleiche wie Bonaparte, war nur zu unbedeutend dafür), so denke man dafür an den hochgeborenen Gelehrten fürstlichen Geblüts, de la Tour d'Auvergne, den „ersten Grenadier der Republik". Jüngst veröffentlichte Memoiren des ultraroyalistischen Grafen Rambuteaud, der aus patriotischer Begeisterung bei dem „Usurpator" Dienste als Kämmerer nahm, fließen über von freimütig männlicher Verehrung für Napoleons Herzensgüte und Vornehmheit, den er täglich aus nächster Nähe beobachten konnte. Ihn hatte sein Onkel Narbonne zu Napoleon bekehrt, einen Magnaten mit Ahnen bis Hugo Capet, den die Wiener Feudalen, als er dort als Botschafter weilte, für einen der Ihren hielten, sich aber bitter täuschten. (Wie bezeichnend übrigens für die „blaue" Internationale, der „goldenen" Internationale des Kapitalismus vergleichbar, daß sie die Freimaurerei der Standesinteressen naiv von vornherein über den Nationalpatriotismus stellt und daher einem Franzosen zumutet, als alter Edelmann sein revolutionäres Vaterland zu verraten!) Dieser Narbonne bot 1812 als Flügeladjutant Napoleons ein so erhebendes Beispiel heiterer Festigkeit in grausamer Not, daß dieser in Lobeserhebungen auf die eingeborene Bravheit echten alten Adels ausbrach. Ach,

Marmonts und Champion de Nansoutys eingeborene Vornehmheit sollte er später grausam kennen lernen! Aber ganz mit Recht behandelte er den Grafen Lassalle als Liebling, denn dieser echte Aristokrat hat selbst bei deutschen Beobachtern in Spanien übereinstimmend das herzlichste Andenken seiner jovialen, humanen Herzensgüte hinterlassen. Trinker, Spieler und Lebemann, wie so viele adelige Offiziere, besaß er dabei die völlige Uneigennützigkeit, Freigebigkeit, Gleichgültigkeit gegen den schnöden Mammon, die manchmal einen besseren Aristokratentyp liebenswert machen. Nur zu traurig stechen die Ney, Augereau, Bernadotte und gar Massena davon ab, deren unersättliche Habgier und Raublust freilich dem hochgeborensten Tory vom Schlage des Schurken Marlborough, in dessen Feldlager mit Hilfe seines Juden Medina die moderne Börse gegründet wurde, Ehre gemacht hätten. Diese bösen Sitten eigneten sie sich aber schon zur Revolutionszeit an, wo sogar der redliche Jourdan seine von der korrupten Direktorialregierung vernachlässigten hungernden Soldaten so wenig am Plündern hindern konnte, daß sich bei seinem Rückzug 1796 das deutsche Landvolk, ähnlich wie einst gegen Soubises verwahrloste Soldateska, erhob. Napoleon versuchte alles, um diesen Schandfleck auszumerzen, schrieb einmal: er könne den Marschällen mehr schenken, als sie räubern und erpressen könnten, drohte sogar seinem Jugendfreund Marmont, der sich in Dalmatien Unterschleife erlaubte, die Rechnungen würden genau revidiert werden, und enthob durch Dotationen jährlicher Renten von 50000 bis 200000 Francs die höheren Generäle der Versuchung, sich unrechtmäßig zu bereichern. Nichtsdestoweniger hat sogar der als redlicher geltende Elsässer Rapp in Danzig erpreßt und gestohlen, der früher anständige Suchet trieb in Spanien un-

anständigen Handel mit Merinoschafen, und Soult, dem sonst nur böser Leumund Plündern nachsagt (sein sonst so skeptisch schwarzgalliger Adjutant St. Chamons sagt nichts davon), sammelte sich alle spanischen Kunstschätze widerrechtlich.

Aber wie in den Revolutionsheeren trotz einzelner häßlicher Flecken im Durchschnitt doch Idealismus und echte Bravheit (vgl. Stendhals Erinnerungen und Episoden in „La Chartreuse de Parme") die Regel bildeten, wie dort Idealgestalten wie Marceau und Desaix, Biedermänner wie Jourdan, Kleber, Joubert, Laharpe, Dugommier, Stengel, Macdonald hervortraten, so fehlte es der napoleonischen Fortsetzung in verbesserter Auflage — man vergesse nie, daß alle Generäle und Stabsoffiziere aus der Republikanerzeit stammten — wahrlich nicht an edleren Elementen. Wenn der hochgeborene Graf Narbonne als Gouverneur von Torgau sich die dauernde Erinnerung seines Edelmenschentums erwarb, so tat dies früher der bürgerliche Artilleriegeneral Eblé als Gouverneur von Magdeburg nicht minder. Vom berühmtesten aller Artilleristen der Welt, Drouot, sagte Napoleon: „Drouot, das ist die verkörperte Tugend", und die Leichenrede, die Pater Lacordaire ihm hielt, pries ihn als Muster eines selbstentäußernden Christen. Es schlägt alle Lügen der Napoleonverkleinerer mit einem Schlage nieder, daß dieser Idealmensch bis zu seinem Tode, obschon die Bourbons aus Ehrfurcht ihn mit Gnadenbezeugungen überhäufen wollten, nur in ruhiger schlichter Hero-Worship an seinem toten Kaiser hing und jedem jungen Offizier, der solcher Belehrung bedurfte, einschärfte: „Napoleon liebte den Ruhm, ja, aber noch viel mehr unser Frankreich." Es brach ihm das Herz, daß er ihn nicht nach St. Helena begleiten durfte, doch wenigstens nach Elba ließ man ihn mitziehen. Von dort schrieb er: „Ich

gebe mich ganz der Lektüre und dem Studium hin. Nach zwanzig Jahren Krieg, wie ists süß, sich endlich seiner Lieblingsbeschäftigung hinzugeben!" (Ei, zwanzig Jahre Krieg, wo man Unvergeßliches erlebte und den edelsten Pflichteifer entfaltete, sind nicht so schlimm, o Drouot! Was sagst du denn zu zwanzig Jahren Kasernendrill und Gamaschendienst?!) Ähnlich tönts aus vielen Briefen dieses bildungsdurstigen humanen Offizierkorps, wo ein Lassalle stets als Zeltlektüre Cäsars Kommentarien und Lafontaines Gedichte bei sich trug wie Drouot seine Taschenbibel, wo es im Großen Generalstab talentvolle Maler gab wie Lejeune. „Man muß ein Herz von Stein haben, um Waffenruhm zu lieben!" klagt ein Leutnant nach Austerlitz. „Das Metier des Soldaten gleicht so sehr dem des Briganten." Wer war das? Der spätere Marschall Bugeaud! Dieser Held erzwang bei der schimpflichen Kapitulation von Beylen (Spanien 1808) Abmarsch seines Regiments mitten durch die Feindesmassen. Denn immer sind es die Weichen, die Guten, die sich als Helden bewähren. In Deutschland wäre Bugeaud natürlich bei so sträflicher Gesinnung eiligst abgesägt worden. Der berühmte Artilleriegeneral Senarmont jammert stets in seinen Briefen über den traurigen Beruf des Soldaten. Großmütig schützte er überall die Bevölkerung feindlicher Länder. Den edlen Mann tötete vor Cadix eine Bombe, zusammen mit einem Hauptmann. Letzterer, nur wenige Augenblicke überlebend, rief den weinenden Kanonieren zu: „Kinder, weint nicht um mich, sondern um den besten der Freunde, um Vater Senarmont!" Im Munde eines qualvoll Sterbenden gewähren solche Worte erschütternder Seelengröße uns einen tiefen Blick ins Herz der Großen Armee, die unzählige treue Gesellen solchen

Schlages in ihrer Mitte hatte. „Das Andenken der Gefallenen lebt beständig unter uns," hielt General Vilatte die Leichenrede. So lebt ein Echo unsterblicher Größe beständig fort, verkündet heute lauter denn je, wie unantastbar der Schöpfer Jung-Europas im Invalidendome schlummert. Manchmal ists gut, wenn man die Gräber zu öffnen sucht, um in unsrer kleinen Zeit, die vielleicht einer großen entgegengeht, sich mit dem Schatten des Herkules zu verständigen.

Der Krieg als Kulturfaktor im Gegensatz zum Militarismus

ALS EIN englischer Reisender dem Gefangenen von St. Helena von den Südseeinsulanern erzählte frug Napoleon: „Welche Waffen?" „Sie haben keine." „Keine Waffen!" Und der Säbelwüterich wollte nichts weiter von solchen Menschen hören — würde der Naive es auslegen. Wir aber, die Napoleons allumfassenden Verstand kennen, vermuten, er habe die tiefe Wahrheit gemeint, daß nur das temperamentvolle und kampfbereite Säugetier gezähmt werden kann, so daß die zwei Sinnbilder der zwei Raubtierrassen, Hund und Katze, Haustiere wurden, und daß ein unkriegerisches Naturvolk niemals Kultur sich aneignen wird. Sogar bei den Polynesiern, sonst heut noch geradeso faul und lasterhaft wie vor Jahrtausenden in ihrer friedliebenden Verkommenheit, haben nur jene weiland Kannibalen, die Cook umbrachten, heute eine Spur von Zivilisierung erreicht. Auch haben nur die tapfersten Neger- und Indianerstämme sich mit christlicher Gesittung ein wenig befreundet. Alle

Altertumsvölker sogen ihre Kulturfähigkeit aus dem Grad ihrer ursprünglichen Kriegsneigung. Als diese bei den Assyrern und Babyloniern, deren schon hohe Kultur aus ihren Eroberer-zügen keimte, weichlich erlosch, desgleichen bei den ursprünglich sehr kriegerischen Ägyptern, die einen künstlerischen und wissenschaftlichen Schwung im Anschluß an ihre Herrschafts-gelüste erwarben, erbauten die noch ganz barbarischen Perser ein noch zivilisierteres Weltreich mit musterhaftem Post-verkehr. Die Wiege der hellenischen Geistesgröße wurde un-ablässig von Waffen umtost, und die Griechen hätten sich selbst kein Künstler-, sondern ein Kriegervolk genannt. „Homer" hieß die Frucht ihrer ältesten Kämpfe; Äschylos, der Schöpfer des Dramas, focht nicht umsonst bei Marathon. Die Perikleische Blüte ließ sich genug mit Blut betauen, und die großen Philosophen trugen fast alle als Staatsbürger mal das Schwert; Aristoteles und Alexander waren Komplementär-erscheinungen. Sobald der kriegerische, d. h auf kühne Unternehmungen gerichtete Sinn in Hellas schwand, begann die Versumpfung des alexandrinischen Epigonentums und der Sophistik, weil der wahre geistige Zeugungstrieb versagte. Rom, nicht ästhetisch veranlagt, schuf daher die staunens-würdigste soziale und Staatsordnung, eine für damalige Ver-hältnisse durchaus geniale materielle Kultur. Für die rein-geistige aber besaßen die höheren Stände Roms schon frühe einen rührenden Amateur- und Dilettanteneifer. Dagegen brachten es die unkriegerischen Karthager und Phöniker zu gar keiner Kulturreife, und die Chinesen eroberten sich in uralter Zeit ihre damalige eigenständige Zivilisation gleich-zeitig mit Schwerteroberungen, ihre nachfolgenden Friedens-jahrtausende aber bedeuteten nur Stagnieren und Versumpfen. Die gewaltige Hochkultur Alt-Indiens baute sich auf dem

Herren- und Kriegertum der indogermanischen Überwältiger, und gerade die mannhaften Nordstämme am Himalaya erzeugten den Gotamo Buddha, den Überwinder der Überwinder. Unmittelbar an die Kriegsfahrten der Ghaznaviden schloß sich die herrliche Neukultur Neu-Persiens. Selbst die durchaus barbarischen Mongolen und Türken haben es nach Stillung ihrer Raubtiertriebe später nicht an einer gewissen Kulturordnung ihrer Staaten fehlen lassen, zu der sie sich ohne ihre Kriege nie aufgeschwungen hätten. Die Araber, ein kleiner Wüstenstamm von Kriegern und Sängern, schufen sich zuerst Weltgröße durch kriegerische Begeisterung, und dann die glänzendste Zivilsation des Mittelalters. Diese vermittelte sich Europa wiederum durch das Kriegsmittel, die Kreuzzüge, und hieraus entsproßte die Renaissance, sowie die Blüte unsrer mittelhochdeutschen Literatur und Baukunst durch Romfahrten der Kaiser und die Blüte der Hansa und des ganzen norddeutschen Bürgertums durch die langen Slavenkämpfe ermöglicht wurde. Die neue Christenwelt, neben manchem Rückschritt doch ein Fortschritt gegen die letzte Fäulnis der antiken Welt, stützte sich auf die unverbrauchten kriegerischen Germanen, doch das kirchliche Pfaffentum unterband den aggressiven Trieb, der im Kriegszustand wehrhafter Völker zugleich Kultureroberungen nachstrebt. Dies zeigte sich bei den Angelsachsen, die allmählich, weil nur einmal die dänische Invasion ihre Kräfte anspannte, in Trägheit, Völlerei und scholastisch-theologischer Schwärmerei dahinsiechten. Da erlösten die Normannen das Dornröschen England mit rauhem Griff, und aus der Tyrannei dieser harten Kriegslords entsprang das Ringen nach Freiheit, die innere Erhebung der Angelsachsen zu weltgeschichtlicher Größe. Ebenso vegetierte die malaische Kriegsbegabung der Japaner,

durch chinesische Beimischung erstickt, so lange, bis die blutigen Feudalkämpfe der Daimio ein Zusammenschließen zur Einheitsmonarchie, ein großstaatliches Drängen zur Expansion und zugleich mit reißender Schnelligkeit ein Aneignen europäischer Kultur herbeiführten, so daß aggressive kriegerische Neigungen und Kulturerwerbung hier besonders sichtbar Hand in Hand gingen. Wie sehr ein erfolgreicher einzelner Nationalkrieg ein Volk zur Höhe bringen kann, dafür bedürfen wir nicht der abgedroschenen Beispiele des griechischen Perser- und britischen Armadakriegs, welch letzterer mit einem Ruck das bisher im Hintertreffen befindliche England an eine oberste Stelle erhob, oder des Siebenjährigen, dessen Einfluß auf den gewaltigen geistigen Aufschwung Deutschlands allbekannt. Denn auch der Renaissanceglanz Italiens spiegelte sich in Blut und Eisen unaufhörlicher Kämpfe, und das bisher kulturell sehr minderwertige Frankreich gründete gerade nach den Hugenotten- und während den Eroberungskriegen Richelieus und Louis XIV. seine Zivilisationsherrschaft. Bürger-, Kolonial- und Seekriege haben das so fälschlich mit Karthago verglichene England nur gefördert in ununterbrochener Kulturentwicklung. Die Weltumgestaltung der Napoleonskriege entfesselte erst alle Kräfte zur neuartigen technisch-wissenschaftlichen Gesellschaftsbildung des 19. Jahrhunderts. Ja, sogar der 30 jährige Krieg steht fälschlich in übelm Geruch, als habe er Deutschland um ein Jahrhundert zurückgeschleudert. Wir äußerten schon starke Zweifel (in unserm Buche „Deutschland und England"), jetzt aber zerstört ein Gelehrter, auf gründlichstem Studium fußend, in den „Preußischen Jahrbüchern" dokumentär die Mythe. Die Bevölkerung hat sich vielmehr gleich nachher ebenso gehoben wie die Steuerkraft. Verwüstungen und Greuel hat der Volksmund maßlos

übertrieben und verallgemeinert, etwa so wie die Franzosen, weil 1870 hier und da Pendülen gestohlen wurden, nachher die Sage verbreiteten, alle Deutschen hätten Pendülen geraubt.

Überall sehen wir also den Krieg als eminenten Kulturfaktor durch geschichtliche Erfahrung experimentell bewiesen. Das darf nicht Wunder nehmen, als eine durchaus natürliche Erscheinung, weil eben ein Nationalkrieg einem Examen der gesamten Nationalkraft gleicht, und dieses Zusammenraffen aller seelischen Faktoren gesteigerte Tätigkeit auslöst, selbst nach schwerer Niederlage, wie Preußen nach 1806 und Frankreich nach 1870 dartaten. Das Feldgeschrei: Krieg dem Kriege! klingt also recht kindisch, ebensogut könnte man schreien: Tod dem Tode! und eine Liga gegen den „Unfug des Sterbens" gründen. Man operiert obendrein mit der Fälschung, der Krieg lasse nur die Bestie im Menschen los. Mit zunehmender Zivilisierung schwanden immer mehr die Greuel, die früher an eine selber recht- und ehrlose Soldateska sich hefteten, die Volksheere wirkten auch hierin wohltätig, weil eben hierdurch statt der ethisch schlechtesten oft die ethisch besten Elemente sich dem Heerbann einverleibten. Die letzten wirklichen Greuel alten Stils begingen Österreicher und Russen — lies aber wahrscheinlich: Kroaten und Kosaken — im „heiligen Krieg" 1813 in Kulm und Hanau, auch 1814, wovon unsere Geschichtsschreibung möglichst schweigt, haben diese (und die Württemberger in Sens) sich in Frankreich öfters „mit Kot bedeckt" (nach Napoleons Ausdruck). Die Preußen haben in Laon und im Juni 1815 wenigstens nur aus Not geplündert, aber nirgendwo Verbrechen begangen, so sehr York tobte: „Ich will nicht Abàllino der große Bandit sein", denn das Wesen des Volksheeres verbot es. Auf dem Schlachtfeld von Solferino gebar sich die Idee des Roten Kreuzes und der Genfer Kon-

vention, die Leiden milderten sich seit Napoleons Einführung besserer Sanitätspflege (Ambulanzwagen usw.), der selbst in Rußland seinen Generalarzt Larrey rührend für die russischen Verwundeten sorgen ließ und auf der Ligny-Walstatt die gehässigen Belgier zürnend anhielt, die preußischen Verwundeten zu pflegen. 1870 stellten deutsche Sanitätskolonnen nach Sedan sich den Belgiern mit zur Verfügung (vgl. Van Neck), um die Leiden französischer Hospitäler zu lindern.

So sind von den Kriegsschrecken nur die unausbleiblichen Härten des Waffenringens geblieben. Daß schlechte Naturen, wie sie in einer so großen Menschenmasse nicht fehlen können, den Krieg gern als Freibrief für eine Entzügelung ihrer Verbrecherinstinkte sehen möchten, führt zwar immer noch zu einzelnen Roheiten. Gerechterweise muß man dabei in Anschlag bringen, daß stete Gefahr und Kampferregung, vor allem Mangel und Unbilden jeder Art, den Soldaten oft zur Wut und Verzweiflung bringen. Noch der Winterfeldzug an der Loire stellte arge Anforderungen an die Dulderfähigkeit der Truppen. Und doch benahm man sich im ganzen durchaus rücksichtsvoll gegen die Bevölkerung, während die Franktireurs im eigenen Lande sich oft wie Räuberbanden aufführten. Denn bloßen zuchtlosen Volksaufgeboten ohne feste Einreihung in bestimmte Cadres wollen wir durchaus nicht das Wort reden, derselbe Franktireur wäre aber ein anständiger Vaterlandsverteidiger geworden, wenn er der regulären Moblot-Miliz eingereiht wurde. Der Militärkodex liefert offenbar bessere Abschreckungsmittel als die Ziviljustiz. Man vergißt nämlich die Kriminalstatistik im Frieden; man denke nur an die grauenvolle jährliche Mord-Ziffer in Nordamerika, wo so viel Menschen einzeln gemeuchelt werden als zusammen in einer großen Schlacht; wirkt das etwa nicht hundertmal

entsittlichender? Nun gewährt aber umgekehrt der Krieg unvergleichlich reichere Möglichkeit als der paradiesische Frieden, das Göttliche im Menschen zu entfalten. Wir meinen damit wahrlich nicht die rohe, physische, oft unbewußte Bravour, die als Rauflust und Koeffizient brutaler tierischer Stärke nur Weibern imponiert. Doch so viel Züge rührender Selbstverleugnung, vollbewußten Opfermuts, schlichter Hingebung an die Sache und „die Brüder“, wie in einem Kriegsjahr, wird man nicht in 50 Friedensjahren zusammenlesen. Die Fülle der Beispiele erdrückt uns. Wir zitieren daher nur aus dem Krieg, wo die größte Summe der Leiden sich vereinte, die 400 Heldenpioniere der Beresinabrücke, von denen keiner ihre übermenschliche Anstrengung überlebte — auch ihr edler General Eblé starb an den Folgen — und die, in ihrer gräßlichen Not nur getröstet durch Zuspruch ihres geliebten Kaisers, bis zum letzten Mann ihre Rettungsarbeit vollzogen. Und da fällt uns gleich noch eine andere Kehrseite der Medaille ein. Marschall Ney war als Privatmensch ein windiger, charakter- und treuloser, bis zur Nichtswürdigkeit selbstsüchtiger Geselle. Hier aber in höchster Gefahr und Not bewies er als „Nachhut der Großen Armee“ einen Heldensinn, der sich nicht mehr als physische Haudegenbravour abspeisen läßt, sondern als echte moralische Kraft auftritt.

Die militärische Ehre, gestützt auf Nationalstolz, die sich freilich geradesogut in tausenden unbekannten „Gemeinen“ wie im berühmtesten General verkörpern kann, scheint also doch ein Seelenfaktor von unberechenbarer Hoheit und Würde. Doch, wohlgemerkt, diese Erhabenheit des Kriegerberufs entfaltet er nur im Kriege, im „stehenden“ Kasernendienst nur seine häßlichen Seiten, die eben aus dem Selbstwiderspruch eines Kriegers im Frieden hervorgehen, der an und

für sich etwas völlig Nutzloses und geradezu Schädliches vorstellt. Daher auch die Phrase vom „unproduktiven" Soldatenstand, der nur geisttötend und verrohend wirke. O nein, im Kriege wirkt er nicht nur veredelnd, sondern erhebt die Durchschnittsmenschen zu schärferer geistiger Regsamkeit, wie denn regelmäßig die intelligentere Rasse (das waren unter Napoleon die Franzosen und 1870 umgekehrt die Deutschen) den Sieg davonträgt und die an sich törichte Phrase vom „Schulmeister von Königgrätz" doch einen wichtigen Nebensinn birgt. „Geistig unproduktiv" sind, wenn richtig durchschaut, die allermeisten Berufe. Glaubt man übrigens, ein Oberst bedürfe weniger Intelligenz zur Leitung seines Regiments, als ein Fabrikherr oder Finanzoperateur? Führung eines Armeekorps setzt Eigenschaften voraus, die denen eines großen Ziviladministrators nicht nachstehen. Vom Feldherrntum wollen wir gar nicht reden, da hierfür gerade die Besten gut genug sind und Graf York nicht mit Unrecht eine Art Dichtertum darin sieht — genauer wohl: Dramatikergenialität. Man sagt von alters her „Kriegs kunst" und spricht von „Kriegs wissenschaft", beides trifft zu. Somit unterscheidet sich dies vom sonstigen Künstler- und Gelehrtentum nur durch einschneidendere realpraktische Bedeutung und durch die beträchtliche Beigabe, daß ein Kriegsleiter neben den intellektuellen noch besondere moralische Eigenschaften eines eisenfesten Charakters besitzen muß, die ihn zum „Handeln im schwierigsten Element" (Moltke) befähigen.

Aber indem wir so unsere unglückliche Liebe für den gesamten Offizierstand unumwunden offenbaren und die Weisheit der „Heilsarmee" bewundern, die Offiziersabstufungen als notwendigen Hebel ihrer Organisation einführte, indem wir deutlich erklären, daß mit Aufhören des Feldherrn- und

Kriegertums ein allerwesentlichster Faktor der Menschheitsentwicklung fortfiele, schlagen wir immer wieder den Hammer auf den Ambos: nur im Kriege erfüllt ein Heer seinen Beruf, ein stehendes Heer von größerem Umfang ist daher nicht nur eine nutzlose Bürde, sondern ein alberner Widersinn.

„Die Waffen nieder!“ Diesen Romantitel einer schriftstellernden Baronin, der ein hervorragend schlechtes Buch populär und der Verfertigerin den Nobelpreis verschaffte, begrüßte allseitige Begeisterung, besonders der Damen, die ihre Gatten, Liebhaber, Söhne, Brüder nicht verlieren wollen. Daß die Männer auch ungern Leben oder Gliedmaßen einbüßen, diese Frau Basen-Weltanschauung bestätigen wir ehrfurchtsvoll. Nun, möge der Krieg heute ein Verbrechen sein, wie die Friedensligen und Friedenskonferenzen versichern, einst war er's nicht, sondern das einzig denkbare Mittel, Europa zu verjüngen. Und steht es heute wirklich anders? Die friedliche langsame Evolution ist eine dem Darwinismus entnommene Phrase, laut de Vries' Mutationstheorie arbeitet die Natur revolutionär mit besonderen Eruptionen, so daß Anschwärzungen der Revolutionsidee, wie wir sie bei Taine und E. v. Hartmann finden, eine höchst unphilosophische Naseweisheit bekunden.

Kampf ist der Vater aller Dinge. Wodurch will man die erzieherische Wirkung des Krieges ersetzen? Durch reine Geistesarbeit, die nur so wenigen zugänglich ist? Durch selbstlosen christlichen Altruismus? Welch naiver Traum! Das erinnert an Moltkes Wort: „Der ewige Frieden ist nicht einmal ein schöner Traum.“ Ohne Krieg werde die Menschheit „im Materialismus versumpfen“. So naiv dies im Munde eines Berufssoldaten klingen mag, so hat es doch relative Be rechtigung. Nur der rauhe Kampf der Waffen kann die Herrschaft des gemeinen Gelderwerbes für einige Zeit aufheben,

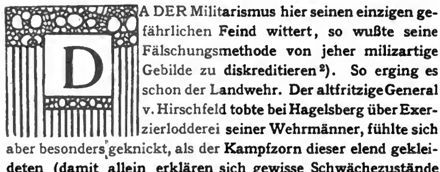
unter deren vergiftendem, lähmendem Einfluß jeder ideale Instinkt verdorrt. Besser, daß der Unteroffizier seine Rekruten in Gefahr und Tod vorwärtsschnauzt, als daß in gräßlicher Eintönigkeit das industrielle Geschäftsleben des Dampfzeitalters seine zermalmende Maschine über jedes idealere Gemütsleben dahinrollt. Sind denn die zahllosen Wunden und Qualen des Alltags, der tausendfältige Schaden, den unsere Seele nimmt in diesem einschnürenden Netz eines kalten stumpfen Materialismus, nicht peinigender als eine physische Wunde, die durch berauschende Kampferregung und befriedigten Mannesstolz versüßt wird? Ist der friedsame „Strohtod", den unsere germanischen Ahnen verpönten, dem Schlachtentode vorzuziehen, von dem ein Landknechtslied singt: „Kein schönrer Tod ist in der Welt"? Morden Tuberkulose und Alkohol nicht jährlich viel größere Menschenmassen als je ein Einzelkrieg? Kann man übrigens einem unvorhergesehenen gräßlichen Tode nicht auf jeder Bahnfahrt zufällig begegnen? Das ewig lauernde Schreckgespenst des Todes verliert sogar nur im Kriege einen Teil seiner Schrecken, hier meuchelt er nicht tückisch langsam, sondern schwingt als großartiger Dämon seine Keule.

Die Waffen auf! sollten daher die Ästhetiker ethischer Kulturen flöten, die so gern in Schönheit sterben wollen. Und die Damen sehen das Schöne auch ganz gern, sie sind nicht so, das liebe bunte Tuch und die strammen Herrn Soldaten haben es ihnen sogar angetan, nur dagegen empört sich ihr allgemeines Stimmrecht, daß man ihnen ihre besten Tanzhusaren wegschieße. Nur dem Kriege sagen sie Fehde bis aufs Messer an, keineswegs dem holden stehenden Heere: Je mehr Uniformierte, desto besser! — Man muß das rührende Machwerk der Friedens-Bertha unter solchem Gesichtspunkt

mit schmunzelndem Verständnis der Frauenseele genießen, dann kommt man aus dem Lächeln nicht heraus. Aber wenn zu diesem sich noch ein gewisses Wohlwollen mischt, so erregt uns das Gebaren der männlichen Friedensapostel nur bitteres Hohngelächter. Wir kennen unsere Pappenheimer. Friedensbureau, Friedensliga, Friedenskonferenz, Friedensnobelpreis — sagen wir lieber gleich: Friedensindustrie. In dieser internationalen Verbrüderung umarmen sich parsifalische reine Toren mit geriebenen Strebern, und die Regierungen begrüßten entzückt den neuen Trick, den Völkern Sand in die Augen zu streuen. Wer erinnert sich nicht, wie wir alle in Verehrung zerflossen, als Zar Nikolaus sein ergreifendes Friedensmanifest erließ, und wie wir uns über den seligen Liebknecht entrüsteten, der hierin das Signal eines riesigen Blutvergießens erkannte! Ach, der kundige Thebaner hat Recht behalten, doch die Dummen werden nie alle. Im Haag gibt es schmackhafte Diners, und ein ungefährlicher Bazillus der Schlafkrankheit lagert über den grünen Tischen. Schönes Papier wird mit wundervollen Prinzipien beklext, als da sind: Schiedsgerichte, Sicherung des Privateigentums im Seekrieg, Verbot inhumaner Mittel. Doch letzteres verbot schon die Genfer Konvention. Hat dies England gehindert, im Burenkrieg die greulichen Dumdum-Geschosse und stinkenden Lyditt-Bomben zu verwenden? Wird es sich hindern lassen, im Ernstfalle feindliche Handelsschiffe als „verdächtige Kriegskontrebande“ aufzubringen? Glauben die Friedenskonferenzler, düpierte Narren oder düpierende Schlaumeier, ernstlich in ihrem frommen Kindersinn, eine Großmacht werde sich bei vitalen Fragen je an Schiedsgerichte binden, oder eine europäische Exekution werde je dafür zu haben sein? Die ganze Lächerlichkeit der Friedensindustrieritter entpuppt sich in

Verleihung der Nobelpreise, wo man verzweifelt nach würdigen Empfängern in allen Ecken sucht und dabei gar auf den Imperalisten Roosevelt verfiel, der wahrlich nicht aus Friedensliebe den verhaßten Japanern ihre Siegesbeute schmälerte[1]). Überall bevorzugte man die ideologische Scharlatanerie, vernachlässigte die ehrliche Arbeit auf dem einzigen Wege, der zum Gewollten hinleitet. Denn nicht Krieg dem Kriege lautet die vernünftige Losung, sondern nur Krieg dem Militarismus!

Notwendige Einführung des Milizsystems



DA DER Militarismus hier seinen einzigen gefährlichen Feind wittert, so wußte seine Fälschungsmethode von jeher milizartige Gebilde zu diskreditieren[2]). So erging es schon der Landwehr. Der altfritzige General v. Hirschfeld tobte bei Hagelsberg über Exerzierlodderei seiner Wehrmänner, fühlte sich aber besonders geknickt, als der Kampfzorn dieser elend gekleideten (damit allein erklären sich gewisse Schwächezustände

[1]) Der einzig in diesem verfehlten Sinne des Preises Würdige, der russische Staatsrat v. Bloch, war freilich schon tot. Der hatte sich sein Ideal doch wenigstens etwas kosten lassen. Auf Anregung Frau v. Suttners erhielt ich von ihm das Danaergeschenk seiner 6 Riesenwälzer, die einen ganzen Waschkorb füllen. Doch so unfruchtbar diese Kompilation, die nirgendwo das wahrhaft Wesentliche streift und gegen Windmühlen ficht, so anerkennen wir doch hier wie bei seiner Gründung des Luzerner Friedensmuseums die redliche, gewissenhafte Arbeit statt des öderen Phrasendreschens der übrigen Couleur. Die Invaliditätsversicherung der Literatur-Nobelgabe, völlig der edeln Absicht des Stifters zuwider, ist beiläufig der gleiche Humbug.

[2]) Wir können hier nicht mehr auf einzelnes eingehen, wie wir einmal im „Tag" militaristische Angriffe zurückwiesen oder in den

bei der Katzbachverfolgung), schlechtbewaffneten Volksstürmer seine erbärmliche Führung unfreiwillig zum Sieger machte. Welche Beschämung, daß soeben erst angetretene Milizen die Kasernenzöglinge oft übertreffen!

Hier erübrigt sich, die geschichtlichen Beweise nochmals aneinanderzureihen, daß Volksaufgebote gegenüber der Berufssoldateska meist Ebenbürtiges, oft Überlegenes leisten. Wenn Lombarden, Flandrer, Dithmarschen, Schweizer die gepanzerte Feudalritterschaft schlugen, und bei taktisch noch ungünstigeren Verhältnissen sogar der deutsche Bauernkrieg lehrt, daß nur Verrat und Uneinigkeit die Bauern lähmten, so fügte allen früheren Proben die Neuzeit das Erstaunlichste hinzu: den großen amerikanischen Bürgerkrieg. Wir müssen außerdem nachtragen, daß man Wellingtons Siege keineswegs dem regulären Soldheer verdankte. Daß England stets ein Milizsystem besaß (vgl. eine Reformschrift von Coulton), berührten wir schon, dies ist aber 1809—15 aufs Ergiebigste ausgenützt worden. Hier erwies sich der britische Patriotismus als so starker Hebel, daß ununterbrochen Militia-Men sich freiwillig zum Heeresdienst meldeten. Schon bei Talavera bestand der größte Teil dieser tapfern Britenarmee aus solchen Landsturmmännern, d. h. ganz rohen, eben erst eingestellten Rekruten, der große Mannschaftsersatz Ende 1812 floß nur aus dieser Quelle, bei Waterloo befanden sich nur 12 000 Wellingtonsche Veteranen, davon 6000 Deutsche, die ganze anglo-deutsche Masse bestand aus

„Leipz. N. Nachr.“ die Intrigue gegen Friccius Landwehrtat beleuchteten. Wer sich über manches hier Verschwiegene unterrichten will, lese unsre Schriften „Der Zar-Befreier“ über das Milizsystem, „Der böse Wille des Militarismus“ über interne Dinge gleichen Zwecks und manche Spezialartikel unsrer Feder.

Milizen, die Hannoverschen nannte Wellington selber im Parlament 1852 „bewunderungswürdig". Ihr Osnabrücker Bataillon war das einzige, das bis Bellealliance verfolgte und das Viereck Cambronnes zu Falle brachte. Bei den Niederländern, vielfach Altgedienten weiland napoleonischer Regimenter, zeichnete sich das 5. Holländische Milizbataillon vor allem aus. Das matte Betragen der preußischen Regulären im ersten Dänenfeldzug beschämten die schlecht geleiteten, aber heroischen Holsteiner Milizen, die nur entschiedenster Übermacht der dänischen Regulären erlagen. Wohin wir blicken, enthüllen sich uns die überlegenen moralischen Kräfte einer Miliz oder eines Volksaufgebots.

Palliativmittelchen heilen keine chronische Krankheit, sondern nur Radikalkuren, „Reformation an Haupt und Gliedern". Gegen das auszehrende Siechtum des „bewaffneten Friedens" gibt es nur eine Rettung: Rückkehr zum Milizsystem. Und zwar sogar auch aus militärischen Rücksichten, sobald man darunter nicht das Standesinteresse des Militarismus, sondern die wahre Kriegstüchtigkeit versteht. Was früher z. B. bei den bourbonischen Heeren klar vor Augen lag, besteht verkappt allzeit in allen monarchischen Heeren fort: Überwuchern des Konnexionsschwindels und höfischer Einflüsse. Wo immer die Heereshierarchie auf Kasten- und Junkertum basiert, wird sich nie vermeiden lassen, daß Gunst und Clique das Aufsteigen fördern, so daß keineswegs bestimmte Auslese der Fähigsten stattfindet. Gerade die Führung entscheidet aber derartig, daß eine relativ schlechte Truppe in Meisterhand über bessere Truppenqualität obsiegt, wie sich z. B. bei Lützen, Bautzen, Dresden zeigte, wo die guten und von gutem Geist erfüllten Drillsoldaten der Verbündeten den ungeschulten Konskribierten erlagen. Wenn Napoleon

einmal sagte: „Ein bewaffneter Mensch ist noch kein Soldat“, so wollte er damit rein politisch ein längeres Behalten seiner Aushebungen bei der Fahne rechtfertigen, wußte aber sehr wohl, daß es darauf gar nicht ankomme. Denn schon Bonaparte vollführte seine beispiellosen Märsche in Italien (beim 64. Regiment stehen im Historique ausgerechnet 64 km Tagesmärsche verzeichnet) mit blutjungen Rekruten geradeso gut, wie 1805, 1806 mit Altgedienten, wie denn April 1809 der unerhörte Gewaltmarsch Massenas, ohne Nachzügler zu verlieren, mit lauter eben erst Einberufenen gelang. Beiläufig anerkannte Friedrich nach Lowositz: „Das sind nicht die Österreicher, die wir kannten“, aber was man vormals als minderwertig kannte, das waren grade Veteranen der Türkenkriege, und was sich 1757 so wacker schlug, das waren Rekruten und zum Teil freiwillig zur Fahne Geströmte, da Österreich seine bisher so beschränkte Wehrmacht erst jüngst durch außerordentliche Aushebung füllte. Andererseits brach die, den Preußen in der Kaserne anerzogene, frontale Bajonetttaktik bei Prag so völlig zusammen, daß Winterfeldt klagte, man habe das nötige Schußgefecht vernachlässigt, und eine Umwandlung der Fechtweise erfolgen mußte, die bei Roßbach und Leuthen so schöne Früchte trug. Also selbst der größte Heerführer gab sich im Frieden Wahnvorstellungen hin: was nützt also die ganze „Friedenserziehung“, da der Ernstfall ganz andere Bilder entrollt, und erst der Krieg selber sowohl Reguläre als Milizen belehren muß? 1870 focht man in ganz veralteten Formen, bis die furchtbaren Verluste dem Unfug ein Ende machten: die französischen Milizarmeen kämpften viel zweckgemäßer, sich die Feldzugslehren zunutze machend, und ihre improvisierte Artillerie schoß ungleich besser. Wenn aber, mögen Keim und Kunz auch

für Wörth sehr übertreiben, eine etwas gewandtere Fechtweise der Franzosen, d. h. bessere Anpassung an die Hinterlader-Ära auffiel, hat diese ausnahmsweise nützliche Kasernenausbildung auch nur im Geringsten das Schicksal der Schlachten geändert? Die ungeübteren und weit schlechter bewaffneten Deutschen warfen durchweg den gewandteren Feind über den Haufen — warum? Weil ihre Führung zielbewußter, weil ihr moralischer Faktor stärker, weil die Quantität wichtiger als die Qualität. Diese Dreieinigkeit des Sieges wird aber von vornherein in einem Volksaufgebot oder einem Milizsystem besser gewährleistet, als in jedem stehenden Heer.

In Fachabhandlungen sprechen wir nie von „Mann", sondern „Gewehren". Aber schon in älteren Zeiten gab genaueres kaltblütiges Schießen nur in Ausnahmefällen ein Übergewicht, die prahlerischen Schwindeleien der englischen Kriegshistorie boten hier lauter Potemkinsche Dörfer betreffs angeblich stärkerer Wirkung britischer Liniensalven auf französische Kolonnen bei Busacco, Albuera, Waterloo, da der Verlustvergleich (d. h. der richtige) es gar nicht bestätigt. Die schlechter bewaffneten, aber besser geführten Franzosen leisteten im Krimkrieg weit mehr als die Briten, mit der damals besten Minié-Büchse bewehrt. Wenn 1864, 1866 der preußische Hinterlader Wunder wirkte, so kam es hierbei wahrlich nicht auf bessere Schießausbildung an, die z. B. bei den österreichischen Jägern musterhaft war, sondern auf die allzu schreiende Differenz der Schießschnelligkeit. 1859 aber machte das verbesserte Gewehr der Österreicher sich gegen den veralteten „Kuhfuß" der Franzosen gar nicht bemerkbar und das „gezogene" französische Geschütz nur dort, wo es vorteilhaft plaziert war, das damals „glatte" österreichische aber reichte aus, wo es gut massiert wurde, wie am

Abend von Solferino. Überall bleibt also Führung, nicht Bewaffnung und bloße Taktik, das Entscheidende. Die große Überlegenheit des Chassepot-Fernfeuers hielt die Deutschen 1870 nicht auf, weil ihr Vorwärtsdringen zuletzt die Distanzen ausglich; ihr eigenes besseres Schießen half aber andererseits äußerst selten[1]) gegen das nervöse Drauflosgeknalle des Chassepotmassenfeuers.[2]) Denn beim heutigen aufgelösten Gefecht in Fernzonen und bei rauchlosem Pulver tritt das Zielen ganz in den Hintergrund, nur die Masse der versandten Geschosse wirkt durchschlagend: 5000 ungeübte Schützen sind 4000 geübten mehr als gewachsen, sintemal der „Mann" heute nebensächlich, der Erfolg sich also mehr denn je an die „starken Bataillone", d. h. an die größere Gewehrzahl, heftet.

Grade der technische Fortschritt drückte den Drill-Wert noch mehr herunter. Das Gewehr bedeutet heute eine Macht an sich, unabhängig vom „Mann", der Einfluß gutgeschlossener taktischer Formationen, worin doch allein ein Segen der Ausbildung beruhen könnte, schwindet beim aufgelösten Ge-

[1]) Beaune-le-Rolande und 16er bei Mars la Tour, welch letzterer markantester Fall obendrein lange ins volle Gegenteil verkehrt wurde, ein Beweis für die stete Unzuverlässigkeit der offiziellen Militärhistorie. Auch mußten wir obendrein feststellen, daß absolut nicht Fern- und Frontalfeuer, sondern Flankenfeuer auf kurze Distanz die 38. Brig. dort vernichtete. Denn im Ernstfall wirken immer nur die gleichen natürlichen Bedingungen und selbst die heutige Ausdehnung der Feuerzone änderte daran wenig. Der japanische Hauptverlust bei Mukden und Port Arthur erfolgte stets erst beim Einbruch in die feindliche Stellung.

[2]) St. Privat usw. Markantestes Beispiel: Beaumont, wo die in der Siesta Überrumpelten binnen 10 Minuten bloß durch ziellose Massenentladung ununterbrochenen Schnellfeuers, meist von der Hüfte aus losdrückend, die Magdeburger Batterien zusammenschossen und den einbrechenden Gegner aufhielten.

fecht. Daß gerade letzteres besondere Feuerdisziplin verlange, ist leere Selbsttäuschung der Friedensspielereien. Was man hierbei herauskünsteln möchte, geht im Wirrwarr des Ernstkampfes sofort verloren, wo der Kämpfer — gradeso wie der Lebenskämpfer den Ballast der Schule — erst allen ihm eingepaukten Unsinn verlernen muß, ehe er sich praktisch zurechtfindet. Das Wesentliche, nämlich Deckungsuchen und sprungweises Vorgehen, braucht man nicht zu üben, denn es versteht sich als das Natürliche von selbst. Bei so unübersichtlich weiter Feuerzone hängt alles davon ab, einen breiten Raum in kurzer Zeit mit möglichst großer Geschoßzahl zu überschütten. Um richtiges Einstellen der Visiere auf Abschätzung der Feuerführer sich anzueignen, genügt eine Woche Ausbildung. Die Rekruten und Reservisten Faillys bei Beaumont wußten tatsächlich ihr Chassepot nicht ordentlich zu handhaben, und doch riß ihr instinktives ungezieltes Schnellfeuer dem Gegner furchtbare Lücken. Das Feuer der ganz ungeübten Milizen bei Amiens schwoll nach Zeugnis eines Mitkämpfers (v. Clavé, 8. Rheinisches Jägerbataillon) derart an, daß es „an die Krisis am Abend von Gravelotte erinnerte". Zumal in der Verteidigung wäre jeder Milizmann heute dem Drillsoldaten ebenbürtig, und daß nur des letzteren anerzogener Kadavergehorsam standhaft in der Feuerlinie aushalte, ist alberne Fabel. Bei Colombey und Gravelotte gab es Panik, Flucht, Drückebergerei auch bei altpreußischen Truppen, die Bayern bei Loigny kannten auch solche Augenblicke; die Franzosen Frossards bei Rezonville und Gravelotte rissen elend aus, sogar aus vorbereiteten Schützengräben, die fälschlich gepriesenen Canroberts flohen voreilig von der „Terrasse" von St. Privat, viele bei Sedan verfrüht vom Calvaire, und wenn Korps Ladmirault, dessen reklamelose Tüchtigkeit die

immer unreife Militärhistorie nie begriff, bei Amanvillers, Mac Mahons Brave bei Weißenburg und Wörth und Division Liebert bei Sedan ebenso heroisch aushielten wie die Brandenburger bei Vionville, die Württemberger bei Champigny usw., so sind dies keineswegs Durchschnittserscheinungen. Bei den Milizheeren der Pariser und Provinzen gab es geradeso Fälle bravsten Ausharrens. Gerade fürs aufgelöste Gefecht müsse der „Mann" jahrelang gedrillt werden, um nicht der Hand seiner Führer zu entfallen? Frommer Wahn! Bei Nervenzerrüttung und Todesgefahr versagt jede äußere Disziplin, kein Offizier reißt in Krisen die Mannschaft vom Boden auf, wenn sie nicht innerem Impuls gehorcht, nun vollends, wenn die meisten Offiziere gefallen. Beruht das ganze Heergefüge nur auf gewohnheitsmäßiger Anhänglichkeit an die Führer, dann überhaupt Wehe allen Zukunftsheeren! Denn das Offizierkorps schmilzt reißend, schon im Loirefeldzug gab es bei mancher Truppe nur noch Reserveleutnants und Vizefeldwebel, die Gardeschützen führte bei Amanvillers ein Fähnrich aus dem Feuer. Wenn also ihrer Offiziere beraubte Regimenter nicht unbrauchbare Schlacke vorstellen sollen, dann kann sie nur eins im Kampfe halten: ideale Stimmung eines hohen moralischen Faktors, sowie das aufgelöste Gefecht nur durch Intelligenz und Selbsttätigkeit des Einzelnen sich ausbilden kann. Bedarf es eines Kommentars, daß letztere keinesfalls durch Kasernendrill erzielt wird, daß hingegen eine begeisterte Miliz, wo jeder Einzelne seine eigene Sache vertritt, sowohl Intelligenz und Mut als todesverachtende Hingebung am reichsten entfalten kann?

Da heut Überflügeln und sich nicht Überflügelnlassen mehr denn je ein Grundprinzip ist, so erheischt beides hinreichende Kräfte, und die Masse tritt mehr denn je in ihre

Rechte. Gegen die heutigen Millionenheere läßt sich militärisch nur einwenden, daß sie Verpflegungs- und Armierungsmöglichkeiten allzu opferreich überspannen. Das würde im Milizsystem sich erheblich mindern, andrerseits aber liefert es selbstverständlich das Maximum der Waffenkraft, zahlenmäßig weit über das Kasernenheer wegspringend, wie ein Vergleich mit der kleinen Schweiz lehrt, die im Notfall 400 000 Bewaffnete aufstellen kann und deren jährliche Einstellungsquote prozentual unendlich die Präsenzstärken der Großstaatheere überragt[1]).

Herabminderung des Zahlenumfangs würde demnach modernes Wehrwesen nur schädigen, Heranziehung der gesamten Volkskraft bleibt innere Notwendigkeit. Man sollte den Sirenenliedern militärischer Sehnsucht nach kleineren Berufsheeren nur mit Ironie lauschen, da sie offenbar innerpolitischen Kastengründen entspringen, „Assentierung" und Anwerbung der guten alten Zeit sich auch durch heutigen Kulturstand verbieten. Außerdem ward gerade 1870 offenbar, daß große Nationen unterm Zeichen der Demokratie solche ökonomische und moralische Selbständigkeit besitzen, daß sie auch nach Vernichtung des ganzen stehenden Heeres den Nationalkampf fortsetzen, so daß im Notfall ein Milizsystem mit ungeheuren Massen[2]) sich herausbildet. Man bewegt sich also nur im „fehlerhaften Zirkel", wenn man ein Prinzip verpönt, das aus dem Innersten moderner Volkswirtschaft herauswächst. Nur voreingenommene Unwissenheit

---

[1]) „Die stärkste Armee für Defensive ist relativ die der Schweiz." (Gordon.)

[2]) In Paris allein 600 000 Bewaffnete! Gambetta brachte $2^1/_2$ Millionen nach und nach auf die Beine, beim damaligen Bevölkerungsstand eine märchenhafte Ziffer. Franktireurs dabei ungerechnet.

springt mit geschichtlicher Erfahrung derart um, daß die Kriegsfähigkeit ungedrillter Aufgebote bestritten werden kann. Im Gegenteil ist es kein Zufall, daß Beweglichkeit, Verpflegungswesen (im Gegensatz zum alten Magazinsystem, das noch 1800 am Lech die Österreicher lähmte), Marschanforderung sich im Volksheer seit 1793 ungeheuer steigerten. Kasernenheere werden bei langer Kriegsdauer immer schlechter, weil ihr Mannschaftsersatz aus schlechten Elementen erfolgt, Volksheere immer besser, und erstere zogen sogar schon zu Beginn von Revolutionskämpfen den Kürzeren (Bunkershill, Valmy, Jemappes), obschon die materielle Beschaffenheit der dortigen Milizen viel zu wünschen übrig ließ. Warum? Weil der moralische Faktor stets auf seiten von Volksaufgeboten steht. Selbst in aussichtslos verlorener Sache, wie beim badischen Aufstand oder den Kommunekämpfen, zeigten sie sich energischer geführt und minder schwerfällig als die Soldateska. Die frühere des Werb- oder Assentierungssystems krankte auch stets am Krebsschaden der Desertion, weil sie eben nicht eigene Interessen verfocht, und die Schäden des bloßen Routine-Schlendrians lassen sich auch beim modernen stehenden Heer nicht ausmerzen. Unwillkürlich verrostet die Maschine, und wenn die Seele einer siegreichen Führung und einer hochgestimmten Nationalstimmung floh, geht der Körper in Fäulnis über und den Kadaver fortzuschleudern genügt ein Fußtritt, wenn geniale Führung, Zahl, moralischer Faktor an einen neuartigen Gegner übergingen. Das Beispiel von 1806 kann sich jederzeit wiederholen und ist viel bedeutungsvoller, als die demokratische Legende es darstellt, weil weder die Junker noch ihr Heer solche Verachtung verdienten und allgemein in der Meinung Europas den gleichen hohen Ruf genossen, wie heutige preußische Offiziere und

Soldaten. Aber wo der moralische Faktor fehlt, also auch in einem heutigen Pseudo-Volksheer, das sich mit den Regierenden nicht eins fühlt, da nützt der „Drill“ im Ernstfall absolut nichts. Die gepriesenen Friederizianer konnten höchstens 6 Schlachtstunden aushalten, die Volksheere Napoleons, Blüchers, Moltkes oft 10, die des amerikanischen Bürgerkriegs erst recht, Verfolgung kannte man nicht, Gewaltmärsche nur bei Friedrich selbst, sonst unerträgliche Langsamkeit, denn moderne Entscheidungsschnelligkeit blieb unmöglich. Nur Massenstrategie wird ganz von selbst Vernichtungsstrategie, drängt zu rascher Entscheidung, was heute aus Wirtschaftsgründen geboten, doppelt bei regelrechtem Milizsystem. Wie stach die trotz jedes Rückschlages stets erneute Offensive der „Nationalverteidigung“ von den ewigen zaghaften Rückzügen Bazaines und Mac Mahons ab!

Worin besteht denn eigentlich heute unter ganz veränderten Kampfbedingungen der militärische Nutzen des Drills für den Ernstfall? Paradespäße und Manöver malen das Trugbild einer Kriegsbereitschaft „archiprêt“, das der Wirklichkeit (siehe die pomphaften Kavallerieattacken) schnurstracks widerspricht. „Schicken Sie mir j u n g e Leute, die unter mir den Bewegungskrieg lernen wollen,“ schrieb Bonaparte (20. Januar 1797) und verbat sich altgediente Generäle und frühere Kasernengedrillte, da diese doch alle nichts verstünden. Der oberste Kriegskünstler meint damit, daß man das in der Kaserne mit gräßlichem Zeitaufwand Eingetrichterte erst alles wie Spülicht weggießen müsse, um das wahre Wesen des Krieges zu lernen, und daß hierfür eifrige Novizen das beste Material seien. Macht diese Erkenntnis nicht jedem Friedensmilitarismus den Garaus? Kennen wir nicht die köstliche Anekdote von dem süddeutschen Obersten, der nach

unliebsamer Kriegsunterbrechung mit dem Aufatmen in die Garnison zurückkehrt: „So, nun wollen wir wieder Soldaten werden!“? Während höfische Streberwirtschaft die seelische Gesundheit der Armee zerfrißt und das Emporkommen der Geschmeidigen, das Absägen der Unabhängigen fördert, verwirrt Routine verknöcherten Gamaschendienstes derart, daß man das Wesentliche nicht mehr vom Unwesentlichen unterscheidet. Ob die Knöpfe sauber sitzen und die „Griffe“ klappen, ändert nichts am Geist der Uniformpuppe, jener „Moral“, die Napoleon als 3: 1 gegenüber der „Materie“ abschätzte. Das galt schon für alte Berufsheere. Nach Kolin benahm sich die Niedergeschlagenheit der Preußen schwächlich und ungeschickt, doch die äußerste Entschlossenheit, die Friedrich plötzlich seinen Scharen einhauchte, ließ sie auf einmal bei Leuthen taktische Wunder kaltblütiger Energie vollbringen. Wohl machten ihnen die jetzt sieggewöhnten Österreicher das Siegen sauer, doch ihr zu jedem Opfer bereiter patriotischer Grimm überwältigte die tapfer fechtende doppelte Übermacht bis zu deren völliger Vernichtung. Was war es denn, was dieses kampfmüde Heer bewog, noch nachts zur Verfolgung dem König nachzufolgen? Nur der moralische Faktor. Daß einem durch anerzogene Hoffart und frühere Siege der Kamm schwillt, das ist noch nicht die von Napoleon gemeinte „Moral“. Zwar sagte er: „Im Krieg ist die Meinung die Hälfte des Erfolges“, er meinte das „Prestige“, das übrigens fast immer nur auf Meinung über Feldherrntum, nicht über Truppenqualität sich stützt. Aber 1806 und 1870 sah man wechselseits, wie schädlich dies oft wirkt, wie wenig es den wahren moralischen Faktor auslöst. Übrigens glaubten auch 1866 die Österreicher, sie würden die Preußen vor sich hertreiben, und dies zeigt wieder die stete Unzuverlässigkeit

„fachmännischer" Vorhersagungen, während nur der auf voraussetzungslose Wissenschaft gestützte Kriegsdenker sich dies divinatorisch erlauben darf. Die Österreicher hatten sogar 1864 volle Gelegenheit, das zermalmende Übergewicht preußischer Bewaffnung und Fechtweise zu studieren, doch niemand wußte davon. Ebensowenig ahnten die Deutschen die schreckliche Überlegenheit des Chassepot, fürchteten nur grundlos die französische Artillerie, spotteten über Zuaven und Turkos, die sich nachher als ihres hohen Rufes würdig erwiesen. 1806 bangte Napoleon vor der preußischen Kavallerie, die seine war aber viel besser, niemand erwartete 1866 und 1870 etwas Besonderes von der preußischen Kavallerie, aber die berühmte österreichische und französische schnitt trotz aller Bravour schlecht gegen sie ab. Denn auch hier entscheidet der moralische Faktor, nicht Prestige und Ausbildung: 1870 versagte anfangs die später so berühmte deutsche Kavallerieaufklärung vollständig (vgl. das Buch von Pelet-Narbonne), erst die gesteigerte Zuversicht infolge steten Rückzugs der Franzosen verlieh auch diesem Dienstzweig neue Schwingen.[1]) Wozu also der endlose Drill? Stiehlt er am Ende nicht als verschwendete Mühe grundlos der Menschheit besser zu verwertende Kräfte? Natürlich prüft man aber nie ernstlich solche Logik geschichtlicher Erfahrung, weil die Wahrheit hier der Tod des Systems wäre.

So trifft man überall als Krebsschaden versteckte Unwahrhaftigkeit, die alle Poren vergiftet.[2]) Man ereifert sich über

[1]) Bemerkenswert ist, daß die einzige nennenswerte Aufklärungstat französischer Reiterei erst unterm Milizsystem stattfand: Gefecht von Boiscommun und Ladon vor der Offensive auf Beaune.

[2]) Wir erinnern an das früher über Militärpolemik Gesagte. „Aus Ihrer Beurteilung der weiten Geschichtsretuschen, welche

jede Korrektur von Irrtümern, wirft sich hochtrabend in die Brust, wenn eine Spürnase Miasmen wittert, verhängt Totschweige-Boykott über jeden Wahrheitsprecher. Inniger Dank den milden Gebern! Welch hochgradige Ehrenhaftigkeit in solch fachmännischer Polemik unter Anleitung des Zentralsystems zum Ausdruck kommt, dieses Geistes haben wir so manchen Hauch verspürt. Wir halten es daher für verfehlt, Leute überzeugen zu wollen, die nur immer ihren alten Kohl bauen und aufwärmen, und hätte man ihn hundertmal als Unkraut erwiesen. Dem bis zur Verblendung eiteln Boguslawski, der am liebsten zum alten Troupierheer friderizianischer Zeit zurückkehren wollte, rühmte man in Nekrologen „vornehme Bescheidenheit" nach und versicherte, seine ersprießliche Tätigkeit werde höchstenorts als vorbildlich hingestellt. Da wußte man doch, woher der Wind weht. Denn seine leitenden Scharfmacherideale blieben allzeit Ausnahmegesetze, Blutvergießen mit Verfassungsbruch und Empfehlung möglichst reichlichen Duellierens. Die Dinge

die Publikationen des Generalstabs dem gutgläubigen Publikum zu servieren pflegen, habe ich neben dem Vergnügen manchen Nutzen gezogen," schrieb uns jüngst ein deutscher Oberst. Aber solche Erkenntnis trifft man selten. Überhaupt bedient sich die Militärlegende jedes Schwindels. So feierten die Italiener die Gedenktage von Magenta und Solferino hochtrabend, als ob sie etwas zum Siege beigetragen hätten! Bei den Russen darf man sich freilich über offizielle Lügen nicht wundern, wenn der Muschik-Heiland Tolstoi in seinem chauvinistischen Romanpamphlet gegen die Westkultur „Krieg und Frieden" einmal fragen läßt: „Besiegten wir nicht Friedrich bei Zorndorf, siegten wir nicht bei Eylau und Friedland?" und eine irrsinnige Borodino-Schilderung entwirft, die bei deutschen ignoranten Fremdtümlern als herrlichstes Schlachtbild der Weltliteratur gilt. Masslovskis offenbare Fälschungen über Zorndorf und Kunnersdorf haben natürlich auch deutsche Nachbeter gefunden.

lagen hier so offen zutage, daß eine anonyme Offiziersbroschüre „Bebel, Boguslawski, Bleibtreu" teils warm, teils sauersüß seine Schimpfbroschüre „Contra Bebel und Bleibtreu" ablehnte. Die auf Anstand erpichten Rekrutendriller mögen sich selbst hinter die Ohren schreiben: Schuster, bleib bei deinem Leisten!, wenn ihr Dünkel über voraussetzungslose Wissenschaft den Stab bricht, wo sie selbst erst das ABC historischer Forschung und denkerischer Theorie zu buchstabieren hätten. Sie selber nehmen sich z. B. jede Verunglimpfung Napoleons heraus, sintemal ein korsischer Parvenü keine Rücksicht verdient; nagelt man aber Schwätzer, die in vorgerücktem Moltkekult den Großmeister zum alten Eisen warfen, auf ihre Unkenntnis fest, dann verzichtet die Militärpresse auf Besprechung der „mit der riesigen Detailkenntnis" oder „ungeheuerem Wissen des Herrn Verfassers" ausgestatteten Schrift, weil darin ein ungebührlicher Ton gegen hohe Generäle angeschlagen sei. Ja, Bauer, das ist ganz was anderes. So wird auch stets wiederholt, das Milizsystem sei zu teuer, weil es Bewaffnung zu großer Massen fordere, vergißt aber, daß ungeheure Reservevorräte ohnedies unbenutzt bereit liegen, und daß die Besoldung eines riesigen „aktiven" Offizierkorps ebensolche Unsummen verschlingt, wie erst recht die unvermeidliche Pensionierung der inaktiven, deren ohnehin gewaltige Zahl jetzt jährlich erst recht anschwillt durch die Neigung des Neuen Kurses, unablässig die Älteren durch Jüngere abzulösen — ein dilettantisches Mißverstehen der Revolutions- und Napoleonzeit, für welche dies freilich paßte, während im stehenden Heere der stete Kommandowechsel nur äußerst schädlich wirken muß.

Militaristen, die heute noch aus heimlichem Angstgefühl jene einstige Abneigung gegen die Wehrpflicht teilen, emp-

fehlen Rückkehr zur beschränkten Zahlenstärke früherer Zeiten. Das geht schon deshalb nicht an, weil die Bevölkerungsziffer wenigstens in Deutschland seither so riesig wuchs, daß wir gegen die Friedenspräsenzstärke nichts einzuwenden hätten, entspräche sie einem stets wechselnden Milizdienst wie seit 1874 in der Schweiz. Die Zahl selbst hat eben solche Bedeutung, daß zu Beginn von Revolutionskriegen die numerische Überlegenheit allgemeiner Volkserhebung die Neulinge so lange über Wasser hält, bis ihre improvisierten Milizmassen durch den Krieg selbst in ihre Aufgabe hineinwachsen.[1])

Dies zeigte sich schon im Amerikanischen Bürgerkrieg, wo fast alle Berufsoffiziere und die waffengewohnte Mannschaft

[1]) Daß Miliz nicht immer in rein militärischer Hinsicht den Stein der Weisen bedeutet, bleibt daneben ohne Bedeutung. Selbst dort aber, wo das eigentliche Wesen eines Volksaufgebots mangelt, nämlich Kampf für eigenste Volksinteressen, stößt man auf erstaunliche Belege der Überlegenheit des moralischen Faktors bei Nicht-Gedrillten. So hat z. B. die Legende die tapfere Haltung der Marinetruppen in Bazeilles, die man beiläufig doch auch nicht als Berufstroupiers „zu Lande" ansehen darf, recht übertrieben gepriesen. Denn selbst die berühmte, durch Bilder verewigte Verteidigung eines Eckhauses „bis zur letzten Patrone" ward durch die Kühnheit einer abgeschnittenen Moblotschaar am 19. Januar 1871 in St. Cloud übertroffen. Aber just bei Sedan hat ein Marschbataillon der Marschbrigade Marquesan — d. h. ungedrillte Landwehrreservisten des damaligen Systems, nicht zu verwechseln mit deutschen Landwehren nach absolvierter Dienstzeit — alle dortigen Linientruppen und auch die Marins durch feste Haltung beschämt. Nur die ungebrochene Verteidigung eines Nebenparks bei Balan durch diese Miliztruppe, um die sich einzelne versprengte Marins, Chasseurs, Zuaven sammelten — Elitetroupiers bei ihr Schutz und Ermutigung suchend! — hat Fortspinnung des Kampfes bis zum Abend ermöglicht, während sonst alle Berufssoldaten und Offiziere in mutlosem Aufgeben sich kampflos auf dem Glacis drängten.

der Südstaaten den Unionshaufen entgegentraten, schon anfangs aber wegen des nordstaatlichen Zahlengewichts nicht ernstlich reüssierten, dann aber vollends erliegen mußten, als der Krieg die friedlichen Bürger des Nordens zu Soldaten erzog. Obschon die Yankees nicht wie Bürger des Altertums sich nebenbei zur Verteidigung der Heimstätten in den Waffen geübt hatten, befähigte sie der jedem energischen Volkskrieg anhaftende moralische Faktor, schon nach dem ersten Kriegsjahr das rauhe Handwerk aus dem Grunde zu verstehen. Was ihnen aber den Sieg verlieh, war genau das gleiche, was 1870 zwischen zwei regulären Heeren den Ausschlag gab: die überlegene Zahl.

Es scheint daher ganz müßig, über „rage des nombres“ zu sticheln. Es hilft nichts mehr, sich gegen die „lockern“ Millionenheere mit „nur“ zweijähriger Dienstzeit zu sträuben, die historische Entwicklung hat sich dafür entschieden, und die moderne Vernichtungsstrategie beruht recht eigentlich auf der Zahl. Ihr Gründer Napoleon betonte ausdrücklich: „Stets schlägt die größere Masse die kleinere“, und die Kunst besteht einfach darin, sich am Entscheidungspunkt Übermacht zu sichern. Wenn wir die Frage, ob Berufsheere von langer Dienstzeit mehr Widerstandsfähigkeit besitzen, überhaupt anschneiden, so zerflattert dieses Militaristenideal. Die altgediente Soldateska der Bourbons verfiel nach jeder Niederlage in zuchtlose Auflösung, die preußische fiel 1792 bei kläglichem Rückzug auseinander ohne geschlagen zu sein, ein Vorspiel zu 1806. Dagegen ertrugen die Revolutionsaufgebote 1793—95 heroisch die Winterstrapazen am Rhein und in Holland, überwanden in der Schweiz alle Naturschwierigkeiten weit besser als die alten russischen und österreichischen Kasernentruppen. Das friderizianische Heer verdankte seine

Erfolge keineswegs dem Drill und Gamaschengeist, sondern dem Genie des Führers, und die „alten“ Soldaten, „die Säulen der Infanterie“, fielen schon bei Prag und Kolin, die ostpreußischen Veteranen rissen bei Zorndorf aus. Infolge der großen Einbußen füllten immer neue Rekruten die Lücken, und Friedrich nannte seine spätere Infanterie Gesindel, geradeso wie Napoleon geringschätzig über seine Konskribierten im August 1813 urteilte. Und doch haben nie Preußen braver und standhafter gefochten, als bei Kunersdorf, Liegnitz, Torgau, nie Franzosen braver als bei Kulm und Leipzig. Sogar dem militärisch untauglichsten Volksaufgebot, das wir kennen, dem spanischen 1808—14, aus dem man beileibe nicht allgemeine Schlüsse über Milizgebilde ableiten darf, weil es aus abnorm schlechtem Menschenmaterial bestand, läßt sich ungewöhnliche passive Ausharrungsfähigkeit nicht absprechen. Zersprengte Massen schlossen sich dort erstaunlich schnell wieder zusammen, und das Guerillasystem ermüdete die französischen Veteranen aufs äußerste, so daß zwar Spanien nichts ohne Wellingtons eisenharte Söldner, diese aber auch nichts ohne Beihilfe der Volkserhebung ausgerichtet hätten. Und erst recht 1870 kann man die Leute, die einen riesigen Unterschied zwischen den kaiserlichen Troupiers und den späteren Moblotheeren oder zwischen ersteren und den „zu jungen Truppen“ der Deutschen finden wollen, mit den eigenen Waffen schlagen. Wenn jemand sich als kriegserfahren rühmen durfte, dann waren es wahrlich die „Afrikaner“ des Korps Mac Mahon und noch manche andere Truppenteile. Aber so glänzend erstere fochten, so zerfielen sie nach Wörth in zuchtloseste Trümmer, und auch bei den Metzer Schlachten war die Zahl der „Vermißten“ (Drückeberger, die sich später wieder einstellten) empörend groß.

Weit besser als bei Metz hielten sich die „lockern" Gefüge der Chalonsarmee, größtenteils völlig ungeschulte Rekruten oder im Gebrauch des Chassepot ungeübte Reservisten, bei Beaumont und Sedan in viel schlimmerer Lage. Weit hingebender und disziplinierter benahmen sich die Milizen von Paris und der Provinzialarmee, die nach jeder Niederlage sogleich wieder kampfbereit standen, fünf Tage nach dem furchtbaren Loigny-Schlag eine dreitägige unentschiedene Schlacht bei Beaugency wagend und auch auf dem Rückzug von dort energisch die Zähne weisend. Die absichtliche Militärlegende, Faidherbes Nordarmee habe sich besser geschlagen, weil sie viele aus Metz Entwischte enthielt, geht völlig fehl, und in der ersten Schlacht bei Amiens, die den Franzosen besondere Ehre macht, befanden sich so gut wie gar keine Reguläre unter den „Marschtruppen" (Reservisten) und Moblots (Landsturm). Die aus bürgerlichem Berufsleben zur Fahne einberufenen Reservisten der Deutschen und ihre durchaus kriegsungewohnten Rekruten des Jahreskontingents schlugen überall die französischen und kabylischen Landsknechte; zwischen den erst 1867 preußisch exerzierten Hessen, Thüringern (Wörth, Sedan), Hannoveranern, Holsteinern und den Altpreußen bemerkte man keinen Unterschied.

Rückkehr zum alten System langen oder zeitlebens dauernden „Dienstes" wäre also ganz zwecklos, gestützt auf irrige Vorspiegelungen. Den britischen Offizieren aber half es im Burenkrieg ebensowenig als den Gemeinen, daß man sie mit unwissendem Prestigedusel aufgepäppelt hatte. Hier sah man tapfere und starke Elitesoldaten von lebenslangem Drill, mit Verachtung vor der Burenmiliz und mit britischem Allmachtsdusel erfüllt, nach nur 12 Prozent Verlust jammervoll fliehen, während man unter Wellington 50—70 Prozent im

einzelnen mannhaft verbiß. Warum? Weil hier echter Patriotismus und Nationalstolz die Moral hoben, dort aber nur Kasernen- und Chauvinistendünkel sich gegen den wahren moralischen Faktor eines für Freiheit und Vaterland ringenden Landsturms ausspielten. Der Offizier sucht daher ganz unnützerweise seine Aufgabe in Pflege der Königstreue, die auf allerhöchsten Befehl selbst „Vater und Mutter“ niederknallen soll. Beim heutigen Stand der Aufklärung und Demokratie entzieht sich selbst der dümmste pommersche Bauernjunge nicht Einflüssen, die zum mindesten dem Kadavergehorsam entgegenarbeiten; die unsterbliche Posse des Hauptmann von Köpenick wirkte auch in dieser Hinsicht erfrischend. Chauvinismus läßt innerlich heute schon den französischen, geschweige denn den deutschen Bauern und Arbeiter kalt. Rechnet man die „zersetzenden“ Einflüsse der Sozialdemokratie hinzu, die in Frankreich zu Internationale und Antimilitarismus in der Armee selber ausarteten, so darf man ruhig behaupten, daß es mit dem moralischen Faktor im Ernstfall, besonders wenn rascher Erfolg ausbleibt, recht mäßig bestellt sein würde. Bei vielen hat die „Erziehung“ das Umgekehrte bewirkt, sie störrig und innerlich gehässig gemacht, wovon man besonders in Frankreich, obschon der Mißhandlungsdruck dort ungleich geringer, Übles befürchtet.

All solche durchaus natürlichen inneren Schädigungen des Heeresgeistes sind aber in stehenden Heeren unausrottbar, und weil eben die „Moral“ das einzige verläßliche Fundament im Ernstfall bedeutet, so kann dieses wichtigste Element lediglich durch Einführung der Miliz und Auflösung der stehenden Heere wieder geweckt werden. Gerade den heute jedermann treffenden Folgen des Kriegszustandes, wo auch ökonomisch die ganze Volksgenossenschaft in Mitleidenschaft

gezogen wird, kann man einzig und allein durch Hebung des moralischen Faktors trotzen. Eine ihrem aufgezwungenen Wehrsystem grollende Nation wird damit gegen das Ausland nichts ausrichten, die im Zeitgeist überall siegreiche Demokratie — selbst die Klerikalen müssen sich halbwegs demokratisch gebärden — wird im bitteren Ernstfall gewiß nicht die Kastanien für einen verhaßten Klassenstaat aus dem Feuer holen. Die abscheuliche Schadenfreude des Bürgertums über Jena, als wären die geschlagenen Junker nicht ihre eigenen Landsleute gewesen, könnte sich wiederholen. Deshalb bangen heute wie gesagt alle Regierungen vor jedem großen Kriege, weil sie bei Mißerfolg Revolution im eigenen Lande voraussehen, wofür Rußland ja ein klassisches Beispiel bot. Gerade die Sicherheit der Staaten sollte also Einrichtung des Milizsystems bedingen, mit welchem freilich unpopuläre Eroberungskriege unmöglich, vernünftige und im wahren Nationalinteresse liegende Kriege dagegen mit verdoppelter Energie der ganzen Volkskraft durchführbar wären.

Daß man die berühmte Kaiserarmee binnen 4 Wochen in den Staub warf, dagegen 5 Monate gegen Gambetta und Paris ringen mußte, die in ungünstigerer Lage als je ein waffenentblößtes Land gegen das siegreichste furchtbarste Drillheer ihre Milizmassen schleuderten, darüber tröstete der Militarismus sich mit sechs Fälschungen weg, die wir an anderer Stelle zu oft im Detail zergliederten, als daß wir es hier breittreten möchten. Die freche Unwahrheit, daß die Moblots sich schlecht schlugen, setzt sich in der weiteren Entstellung fort, sie hätten trotz rühmlicher Bravour jede Ausdauer vermissen lassen, während z. B. bei Beaune der unerschöpfliche Todesmut des völlig aus Landsturm bestehenden Korps Crouzat bis zur Nacht hinein immer neue Stürme ansetzte. Die

Standhaftigkeit der improvisierten Pariser Artillerie bei Champigny übertraf noch die der Holsteinischen am 18. August. Die Fälschung, ihre geringen Blutverluste zeugten für geringen Wagemut der Milizen, verkehrte sich dann in die Gegenfälschung: ihre übergroßen Verluste bewiesen ihre Ungewandtheit: Die von Kunz und Hoenig eruierten Ziffern für Beaune, Loigny, Champigny sind aber phantastische Übertreibung, der Verlust war bedeutend, aber normal, ähnlichem bei den Kaisertroupiers entsprechend. Die Entstellung, letztere hätten den Deutschen viel größere Verluste zugefügt, unterschlägt den maßgebenden Prozentsatz, da die deutschen Massen in den Augustschlachten eben unendlich größer waren. Der bayrische Verlust bei Villepion-Loigny war relativ enorm, dort und bei Champigny verlor man überhaupt mehr als bei Spichern, Beaumont, Colombey, Einzelverluste von 35 Prozent kamen vor, größer als bei der Garde vor St. Privat und letztere verlor bei Le Bourget relativ noch mehr Offiziere gegen die ganz grünen Moblots des Fabrikanten Baroche. Außerdem befanden wir uns gegen die Troupiers stets in Offensive, gegen die Milizen meist in Defensive, was natürlich jeden Verlustunterschied erklärte wie bei Beaune. Auch daß die Moblots Strapazen nicht ertragen konnten, ist Mythe. Papiersohlen englischer Lieferanten und Schneebiwaks bei 18° Kälte hätten die deutschen Drilltruppen geradeso schlimm geschädigt, deren Kompanien im Loirefeldzug erschreckend schmolzen und deren Bayern dort ganz aus der Front schieden. Auch die Krankenziffer vor Metz war ungleich größer, als im Lager von Le Mans, obschon dort die Pocken grassierten. Die „dilettantische“ Organisation von Gambetta und Paris übertrifft vielmehr alles je von regulärer Administration Geleistete. 36 in der Provinz vorhandene Geschütze verwandelte Gam-

betta binnen 2 Monaten in 1400! Die „dilettantische“ Kriegführung des Advokaten und seines Helfers, des Zivilingenieurs Freycinet, scheiterte hauptsächlich an der Unbotmäßigkeit und Unfähigkeit der Berufsgenerale Aurelles und Bourbaki, übertraf aber jedenfalls himmelhoch alles von der kaiserlichen Generalität, auch von Trochu[1]) und Ducrot in Paris Geleistete. So bewahrheitet sich immer wieder, daß nicht das Berufsheer die Tauglichsten an die Spitze bringt, vielmehr oft infolge Anciennitätsrecht und Streberei die Untauglichsten, daß hingegen jede revolutionäre Volkserhebung sofort eine Auslese der Besten besorgt. Im Gegenteil besitzen wir den Fall Bazaine als klassische Probe, daß die „Disziplin“ eine tödliche Gefahr

---

[1]) Trochus Memoiren enthalten beiläufig einen prächtigen Beitrag zur Streberei in Militärkreisen. Als früherer Adjutant des kommandierenden Generals Lamoricière besuchte er diesen, nachdem er wegen republikanischer Gesinnung von Louis Napoleon abgesetzt war, und L. sprach sein größtes Erstaunen über Trochus Anständigkeit aus, da er seither von allen Militärs wie ein Pestkranker gemieden werde! — Trochu bestätigt übrigens die tapfre Haltung der Pariser Nationalgarde am Mont Valérien und ein anderer General wies scharf die Legende zurück, die Bourgeoisbataillone der vornehmen Stadtteile hätten sich besser geschlagen als die Arbeiterbataillone, welche später unter der Kommune gegen sechsfache Übermacht der Berufssoldateska und ungeheurer Artillerie sich so standhaft schlugen. Selbst nach Eindringen in die Stadt bedurfte man einer vollen Woche zur Niederwerfung der Barrikadenkämpfer und ohne den Zivilisten Thiers, der vermöge seiner historischen Studien sich zum Feldherrn aufwarf, hätten die unfähigen Generale das Hasenpanier ergriffen. Beiläufig erwies auch die urwüchsige Naturstrategie eines Andreas Hofer, Mayr und Speckbacher, eines Garibaldi und Görgey sich den Berufssimplern überlegen. Und alle diese Leute haben wie Gambetta und Freycinat nicht nur ohne jede praktische, sondern auch ohne jede theoretische Studien-Vorbereitung ihre erstaunlichen taktischen oder organisatorischen Erfolge erzielt.

bildet. Sie läßt es zu, daß ein Landes- und Hochverräter bei dunkeln Plänen verbrecherischen Ehrgeizes von seinen Untergebenen nicht gestört werden darf. Die auf Volkskosten gezüchtete Militärhierarchie, von Jugend auf in bewußtem Gegensatz zur Volksgenossenschaft erzogen, versteckt hinter Chauvinistenphrasen ihre internationale Freimaurerei der Standesinteressen. Wie Souveräne vor Einmischung des Auslands gegen das eigene Volk nicht zurückscheuen, so paktiert der Militarismus vom Schlage Bazaine lieber mit dem Landesfeind, als mit der heimischen Volksregierung. Er kennt kein Vaterland, sondern nur Regierungsautorität. Betrachtet man die Lammsgeduld, mit der seine Unterführer, darunter zwei Marschälle, die Ungeheuerlichkeiten Bazaines ertrugen und vertuschten, entrüstet über die endliche Meuterei des Hauptmanns Roussel und anderer Offiziere gegen einen offenkundigen Schurken, der hundertmal den Sandhaufen verdiente, würdigt man die zarte Rücksicht, mit der dieser zum Tode verurteilte Begnadigte im Gefängnis immer noch als „Herr Marschall" behandelt wurde, seitens derselben Militärs, die wie wahre Bestien gegen die Kommunards wüteten, so erscheint der Militarismus ganz ungeeignet, vaterländische Ideale zu schirmen. Bei Krisen und Katastrophen wird er seine Interessen stets von denen des Vaterlandes absondern. Mögen alle Dunkelmänner sich davor bekreuzen, wahr bleibt doch, daß die wahren Kriegertugenden, die wir im Weltbild nicht missen möchten, in stehenden Heeren geradezu erstickt werden, während letztere nur lächerliche Überhebung, Unbildung und Lust an äußerlichem Tand ausbrüten. Mit dem Geistigen der Kriegskunst, dem Feldherrntum, hat das Berufsmilitärwesen nicht das Mindeste zu schaffen, in dessen öder Subordination und Durchwühlung mit feudalen Intriguen

das Naturell eines Originalmenschen ohnehin nicht Raum findet. Ganz treffend sagt Clausewitz, daß alle mittelmäßigen Generäle sich in geringeren Graden durch Kühnheit auszeichneten. Denn plumpe Schneidigkeit ist alles, was der Militarismus entwickeln kann, nie selbständiges Denken und Handeln. „Befehlshaberisch aus Schwäche", diese Kennzeichnung, die Napoleon seinem Stabschef Berthier angedeihen ließ, trifft ins Schwarze: das Gefühl der eigenen geistigen Unbedeutendheit maskiert sich hinter anmaßendem Ausspielen der höheren Instanzenwürde. Der Vergleich des Feldherrn mit dem Dichter in Yorks „Napoleon als Feldherr" ist Napoleon selber entlehnt (Memoiren VIII, 116), aber darum erst recht wahr, und wer würde wohl solch hohen Gleichberechtigungsrang neben dem Dichter irgendwelchem Kriegsmann zusprechen, er heiße denn Napoleon und Friedrich, die ja wirklich beide auch im wörtlichen Sinne Dichter waren!

Das Antimilitarin meiner Schriften hat auch eine fast durchweg daran angelehnte Schrift des französischen Majors Moch, „Das Heer einer Demokratie", ausgelöst, deren praktische Vorschläge ebenso wie die eines preußischen inaktiven Generals in gleichem Sinne (man denke! welch Zeichen der Zeit! welcher psychologische Beweis für die Unhaltbarkeit des bisherigen und Unabwendbarkeit des Milizsystems!) vorerst auf Nachahmung der Schweizer Miliz hinauslaufen. Diese bleibt auch insofern vorbildlich, als hier das Prinzip eines kleinen Cadresstammes von Berufs-Instruktionsoffizieren gewahrt blieb[1]. Ein zahlreicher Generalstab, der in Friedens-

[1] Man klagt dort über verpreußte Gesinnung einzelner Instruktionsoffiziere, da natürlich das nachbarliche Beispiel des „ersten Standes" den Nacheiferungsneid jeder Offizierskaste erweckt, deren

zeiten das Nötige besorgt, scheint unerläßlich; überhaupt dürften die Berufsoffiziere keine völlige Schädigung ihres Erwerbsinteresses davon befürchten, da ein Milizsystem erst recht eine so große Zahl von Offizieren erfordert, daß man mit bloßen zeitweiligen „Reserveoffizieren" im deutschen Sinne nicht auskäme. Dem edlen Waffenhandwerk soll ja keineswegs Valet gesagt werden, da der wahre Idealist die Anspannung seelischer Kräfte im wahrhaft Kriegerischen gern als tragische Weihe des öden Daseins anerkennt. Nur die Auswüchse sollen ausgerottet, brutale Gelüste für immer gezähmt werden. Die Friedensschwätzer beiderlei Geschlechts aber machen den Moloch nur grinsen, wenn sie große Worte für Taten ausgeben und als Anwärter auf den Nobelpreis das große Wort behalten. Nur der erwirbt sich Verdienste um die Sache — nicht des unmöglichen dauernden Völkerfriedens, dieses Phantoms, dem selbst Kant einmal nachhing, doch wohlgemerkt im Milieu der Revolution, die ihn, den man zum königlich preußischen Staatsphilosophen umfälschen möchte, sozusagen als kategorischer Imperativ der Menschheit begeisterte — wohl aber um die Sache freiheitlicher Entwicklung des Heerbegriffs und Rettung Europas vor unerträglichem Zwange, wer immer und immer wieder das Milizsystem predigt. In der sonstigen Friedensbewegung steckt nur phrasenberauschte Windmacherei, hohler

antidemokratische Tendenz verstohlen stets hervorlugt. Dagegen müssen wir es als neue Militarismusfälschung erachten, wenn deutsche Kriegsminister eine vorübergehende und vielleicht berechtigte Fronde des bekannten Oberst Wille als Diskreditierung der Miliz ausgeben. Wie wir persönlich wissen, fühlte Wille, obschon preußisch versippt, sich wenig davon erbaut. Seine durchdachte „Skizze" der Schweizer Heerverfassung (1898) erhebt wohl Ausstellungen gegen Einzelheiten, ohne aber irgendwie in Anfeindung des Prinzips zu verfallen.

Schein, der zwar gemeinhin über sittlichen Ernst zu triumphieren pflegt, hier aber in der jedermann sichtbaren Unnützigkeit und Komik seiner Abrüstungstirade, die nur Patronen nach Spandau trägt, seine eigene Abfertigung findet. Unter der Leuchtkraft einer sonnenklaren Wahrheit schmelzen alle Schmutzlachen, und die Erkenntnis einer Naturnotwendigkeit läßt sich nicht lange verschleiern. Die englische Losung, der auch der zivilistische Kriegsminister Haldane, bezeichnenderweise der erste ernste Heerreformer Englands, sich anschließt, muß überall nachtönen als Dringlichkeitsantrag der Kulturvölker:

„Ein freies Heer im freien Staate."

